

Ruheloses Volk

VON

Ulrich Dunkel

*Sohn des
Lehrers an Bayern*

Museum für

Nr. 29

Ruheloses Volk

Vom Vogelleben
auf den Inseln Usedom und Wollin

von

Ulrich Dunkel.



1932

Mit zwanzig Abbildungen nach Aufnahmen des Verfassers
und einer Karte.

Druck und Verlag von W. Frijsche, Swinemünde.

LIESCHEN TIEFER

Meinen Eltern gewidmet.

Geleitwort.

Naturschilderungen, namentlich solche aus der Vogelwelt, wenn sie flott geschrieben sind von einem Kenner, der sich mit liebevoller Anteilnahme den gefiederten Freunden widmet, ihren Freuden und Leiden nachgeht und für ihren Schutz bestrebt ist, finden immer ein dankbares Lesepublikum.

Peenemünder Haken! Unvergesslich ist mir die Pfingstzeit vor nunmehr fast 12 Jahren, wo wir naturbegeisterte Jünger der Vogelforschung und Naturschutzbestrebung dort weilten. Voller Sonnenglanz lagen Wald, Wiese und Strand in den fünf Tagen stiller Einsamkeit, und die vier Nächte heller Sternklarheit, um das trauliche Lagerfeuer gelegt unter die Zeltbahnen, wirkten märchenhaft in der schweigenden Dunkelheit. Nur ab und zu tönte der Ruf des Waldkauzes und das Schrecken der Rehe aus dem nahen Walde. Jubelnd stieg bei beginnender Morgenröte eine Feldlerche zu kurzem Liede empor, bald folgten andere, bis die ganze Schar am Boden sitzend ihren Chorgesang dem Pfingstfeste darbrachten. Das Erwachen der Natur offenbarte uns den ganzen Zauber des beginnenden Tages; eine Vogelstimme nach der anderen meldete sich, bis in Busch und Strauch, Wiese und Röhricht, am Ufer und auf den vorgelagerten Sandbänken das Leben und Treiben der Vogelwelt in vollem Gange war.

Das zu schildern möge dem Verfasser bestens gelingen und zur Verbreitung des Büchleins beitragen!

H o l z f u ß,
Kommissar des Provinzialausschusses für Naturdenkmalpflege,
Stettin.

Heimat.

Das dunkle Geschwader flatternder Krähen, der geordnete Keilflug schreiender Kraniche, der schwingentrauschende Zug blendend weißer Singschwäne haben den sinnenden Menschen wohl einmal auffchauen lassen, und seine Gedanken sind den ruhelosen, unaufhaltsamen Wanderern gefolgt. Auch ihm wird dadurch der eigene Blick in die weite, rätselhafte Ferne gelenkt. Wie Ebbe und Flut in regelmäßigen Zwischenräumen ungeheure Wassermassen heraufrollen und wieder zurückgleiten lassen, so treibt es auch unsere Vögel in unzähligen Flügen zweimal im Jahre — im Frühjahr und Herbst — um die halbe Erde.

Frische Lebenslust und anmutige Bewegung geht von ihnen aus, wenn sie in den Sommertagen unsere Heimat mit ihrem Gesang erfüllen und mit farbenprächtiger Schönheit Auge und Gemüt des Menschen erfreuen. Auch dann bleiben sie das „R u h e l o s e V o l k“; denn der Nesterbau, das unermüdlche Herbeischaffen von Futter für die Jungen, das ewige Auf und Ab in den Baumkronen, Zweigen und Sträuchern, die Nahrungssuche auf den Wiesen und den Feldern und das achtsame Auspähen nach den Feinden gestatten ihnen kaum eine Ruhepause.

Aber nicht wahllos streifen die Vögel umher. Sie sind wie die Völker auf der weiten Erde eingegliedert in den Raum, den ihnen die Natur vorschrieb. Sie sind gebunden an die Beschaffenheit der Gegend; denn sie soll ihnen den Unterhalt sichern, und in ihr erfüllen sie ihre Lebensaufgabe. Wir dürfen uns glücklich schätzen, daß unsere Heimatinseln Usedom und Wollin landschaftlich außerordentlich abwechslungsreich sind. Auf engem Raum grenzen Wälder, Brüche, Seen, Wiesen und Felder, Dedflächen und Dünen aneinander, während an der einen Seite die Ostsee, an der anderen das Haff die Küsten umspülen. Darum erfreuen uns im Frühling und Sommer viele zarte Säger, darum sind unsere Gewässer und Küsten belebt von Schwimm- und Strandvögeln, darum ziehen Falken, Weihen, Bussarde und nicht selten stolze Seeadler ihre herrlichen Flugbahnen am Himmel.

Unsere Heimat ist noch reich an Vogelarten. Aber wir können arm werden. Wer die Geschöpfe der Natur sinnlos tötet, der stört den Wohlklang des Gemeinschaftslebens; denn auch die Vögel sind unsere Weggenossen.

Ulrich Dunkel.

I.

An der Beemündung.



Der Hunschiterbusch.

Ganz gewiß kein feiner Name, der derbe Volksmund hat ihn geprägt! Ein Werturteil ist hier gefällt, das sagen will, dieser Busch stellt keinen Nutzungswert dar, wie man es sonst von Bäumen des deutschen Waldes gewohnt ist.

Der Hunschiterbusch liegt auch ganz abseits an der äußersten Nordspitze der Insel Usedom, im Vogelschutzgebiet des Peenemünder Hafens. Er ist auf einer alten, abgeschliffenen, kaum einen Meter hohen und etwa 500 Meter langen Düne gewachsen, die zum Teil das breite Mündungsgebiet des Peenestroms auf der Inselseite begleitet. Er bildet den äußersten Vorposten des großen Waldsaumes, der sich an der Küste Usedom's erstreckt. Hart liegt der Busch am Meer und läßt zwischen sich und dem eigentlichen Walde eine große, breite und schöne Wiese. Er beginnt etwa an der Stelle, an welcher die Fernspretleitung als Kabel in der Erde verschwindet und die in der kleinen Stube des Oberlofens auf der nicht weit entfernten Insel Ruden wieder ans Tageslicht tritt. Die Bäume, die auf der niedrigen Bodenwelle wachsen, haben gar nichts gemeinsam mit den in Reih und Glied gezogenen Waldbäumen. Sie stehen in weiten, lichten Zwischenräumen, oft zehn Meter voneinander entfernt. Unter ihnen finden wir alte Eichen, Schlehdorn, Rotdorn, Ebereschen, in der Hauptzahl aber sehr viele wilde Apfel- und wilde Birnbäume — dazwischen den Wacholder. Außerdem liegt an dem einen Ende ein dichtes, undurchdringliches Gestrüpp von hochgewachsenen wilden Rosen, in deren Schutz Holunder-, Himbeer- und Johannisbeersträucher Zuflucht genommen haben. Niemals gelang es den Bäumen, hohe und glatte Stämme zu bilden, alle sind wunderbar krumm, schief und von unten auf verzweigt; alle machen den Eindruck, als „duckten“ sie sich, als hätten sie Angst, ihr Haupt in die Höhe zu strecken. Auch die

Zweige sind vom Meere abgewendet und dem Lande zugeneigt. Ja, so auf den ersten Blick hat der Volksmund recht. Er weiß mit dem Busch nichts Rechtes anzufangen, er bleibt für ihn der Hunschiter-Busch!

Kein Mensch kümmert sich um ihn; was wächst, das wächst; was fällt, das fällt. Dem Naturfreunde lacht das Herz, hier hat er ein kleines Fleckchen Erde in seiner ganzen Ursprünglichkeit.

Oft und gerne verweile ich unter seinen Eichen, der Blick über das Meer, auf Rügen, die Insel Die und auf die Insel Ruden entzückt immer wieder. Längst vergangene Zeiten tauchen in der Stille auf, Zeiten, in denen die Peenemündung noch das große Eingangstor des Handels und des Verkehrs bildete, Zeiten, in denen die nordischen Völker, Dänen und Schweden heiß mit den Herzögen von Pommern um den Besitz der Peenemündung rangen. Hier hätte man am 26. Juni 1630 die Landung des Schwedenheeres Gustaf Adolfs auf dem Peenemünder Hafen beobachten können. Wiederum begann hier die trauernde Flotte der Schweden die Meerfahrt, um den in der Schlacht bei Lützen gefallenen König der Heimat zuzuführen. Die Gegend um den Busch herum und das Dorf Peenemünde insonderheit wimmelten in der damaligen, wildbewegten Zeit von allerlei Kriegsvolk; denn die Besatzung der Peenemünder Schanze war oft eine recht beträchtliche. Hatte doch 1630 allein die Stadt Usedom wöchentlich zehn Ochsen zu ihrer Verpflegung zu liefern. Und am 22. August 1715 stürmten die Preußen und ihre Verbündeten mit 1000 Mann die Schanze, die mit 269 Mann und dreizehn Geschützen besetzt war. Der Sturm erforderte große Opfer, die Verbündeten verloren 575 Mann an Toten und Verwundeten, die Schweden 58 Tote und 68 Verwundete.

Wende ich meinen Blick über die bunte Wiese dem Walde zu, so steigen liebliche Bilder der Vergangenheit auf . . .

Das „Horrido“ der Jäger schallt aus dem Walde. Der edle Herzog von Wolgast mit seinen Gästen und der Hofgesellschaft erfreuen sich des edlen Weidwerks. Laut hallt der Meute Laut durch den grünen Dom. Aus dem Walde bricht der starke Eber, verfolgt von den Hunden. Hier, an der kleinen Düne, umstellen sie ihn. Der Herzog und sein Gefolge kommen herbei, das Tier wird erlegt, die Hörner geben das Zeichen für das Ende der Jagd. Und weil der erhöhte Platz so freundlich einladet, so befiehlt der Fürst hier das Gastmahl zu bereiten. Während er hinübersehaut zum Ruden und der Zeiten wilden Lauf bespricht, herrscht unter den Bäumen rege Tätigkeit. Der Haushofmeister hat in weißer Voraussicht den Jagdtroß schon näher herangeführt, Fuhrwerke, Knechte, Köche und Diener. Er versäumt es nicht, auch die Wagen der Bauern aus Peenemünde zu prüfen. Haben diese doch nach alter Gerechtfame



Alle Zweige sind dem Meere abgewendet.

alle drei Jahre zu den Jagden des „gnädigen Herrn“ zu liefern, was eine Matrikel vom Jahre 1548 bestimmt. Und darin heißt es: „Wenn aber vom (Herzogs) Hause Wolgast gejagt wird, müssen sie vor den Netzen stehen, das Wild bis Mölschow fahren oder mit dem Kahn bis Wolgast. Und wenn M. G. H. (Mein Gnädiger Herr) jagt oder jagen läßt uns dritte Jahr, tun sie Ausrichtung dazu geben, vier Tonnen Bier, sechs Scheffel Hafer, ein Viertel vom Ochsen, neun Stiege Brot. Wenn der Hunde viele sind, müssen sie mehr Brot geben. Ferner 15 Stück trocknes Fleisch, trockene Fische, etliche Pfund Butter, auch süße Milch, Gänse, Hühner, Zipollen, soviel nötig. Wer sie hat, muß sie geben. Darnach legen sie sämtlich zusammen und zahlen. Der Rat (Magistrat der Stadt Wolgast) bringt ein Stöochen (Fäßchen) Wein mit sich. Das andere gehet über unseren G. H.“ Wer zweifelt noch daran, daß nun hinter schnell errichteten Tischen ein Festessen und ein festes Trinken begann. Jegliches Getier, kriechendes, fliegendes und schwimmendes erschien auf der Tafel. Und — vier — Tonnen Bier und dazu den Wein. — — —

Oft habe ich mir die Frage gestellt, wie wohl der sonderbare Hunschiter-Busch entstanden sein mag. Menschen pflanzten die Bäume nicht. Ganz sicher haben die Tiere diesen kleinen, für sie kostbaren Park angelegt, vor allem die Vögel. In den höchsten Zweigen der alten Eichen schwärmten die Stare. Sie hatten schwarze Holunderbeeren im Walde genascht; sie wezten den mit Samenkörnern behafteten Schnabel, auch gaben die unverdauten Kerne die Möglichkeit für das Wachsen des

Holunders. Der Dompfaff vielleicht brachte die Hagebutte, Drosseln und Kernbeißer verschleppten Schlehdorn- und Wacholderfrüchte hierher. Die Ratte, der Dachs und der Fuchs mögen die Samenkerne wilder Birn- und Apfelbäume ausgestreut haben. Der Hunschiter-Busch ist der Tiere ureigenstes Werk. Sie hatten andere Gründe für die Auswahl ihrer Bäume als die Menschen. Für sie ist diese Stelle ein Paradies, dem Menschen erscheint sie wertlos . . .

Die Bäume haben es nicht leicht gehabt, bis zu der erreichten Höhe heranzuwachsen. Hier rasen die Frühlings-, Herbst- und Winterstürme ungehemmt über die weiten Flächen, und wenn gar der Nord-West-Sturm vom Meere kalt und eisig herangebraust kommt, dann haben sie noch schwereren Stand. Es ist nur gut, daß sie von einander gehörigen Abstand genommen haben. Nun fährt der Orkan heran, die Hälfte seiner riesenhaften Kraft raft ungehindert durch die Zwischenräume und verpufft auf der Wiese. Nirgends ragt ein Zweig trotzig in die Nordwest-Richtung. Alles, was sich dem Sturm entgegenstemmt, wird geknickt, zerbrochen und an die Erde geschleudert. Heulend und brausend versucht er die abgewendeten, langen und dünnen Äste zu knicken, doch sie biegen sich und folgen ausweichend jedem noch so starken Drucke, ohne großen Schaden zu nehmen. Wenn dann noch schwarze Wolken tief am Himmel dahinjagen, und das aufgeregte Meer dazu seine schaumsprühenden Wellen über das Land ergießt, dann offenbart sich dem Beobachter bei beginnender Abenddämmerung im Donner der Meereswogen, in dem heulenden Sturmespfeifen, im Nschzen und Brechen der Waldbäume, im Geträchze aufgeschreckter Krähen der Germanen höchster Gott: Wotan und sein wildes Heer!

Gegen Ende Juni kommen die Mäher und legen rings um die Düne das Gras mit seinen Millionen Blumen nieder. Aber den Busch umgeht die ratternde Mähmaschine; denn die weit ausgreifenden Wurzeln zerbrechen leicht den spröden, schneidenden Stahl. Fast alle Blumenarten der großen Wiese sind im Laufe der Jahre hinaufgetrochen auf die schützende Bodenwelle. Jetzt ist des Busches schönste Zeit, wie eine Dase hebt er sich heraus aus der grünen Wüste. Wenn der Heckenrosenbusch sein zartes, rotes Blütenkleid anlegt, wenn die große, violette Pracht des Reiherschnabels den Boden überzieht, wenn das satte Blau der tausend Glockenblumen die hehre Feierlichkeit der sonndurchfluteten Natur kündigt, wenn all die andern weißen, gelben und roten Blüten den einsamen Wanderer begrüßen, wer wollte dann noch behaupten, daß dieser Busch nichts wert sei?

Von hier habe ich rastlos wandernde, ruhende und auf den Wassern sich wiegende Zugvögel beobachtet. Aber auch Reh und Fuchs lassen sich



Was sich dem Sturm entgegenstemmt, wird zerbrochen.

in seiner Nähe schauen. Der Busch gehört zu dem großen Hause, in dem sie ungestörtes Heimatrecht haben.

Ich liege am Abhange der Düne und schaue den nadeldünnen Spannerraupe zu, die von den frischen Früchten der Bergsellerie fressen, sehe auch die Schlupfwespe mit ihrer langen Legeröhre sich auf die Raupe niedertun, wie sie ein Ei in den Leib ihres Opfers sticht. Da kommt aus dem Rohr über die weite Wiese getrottet Keineke, der Fuchs am hellen Tage, kurz vor Mittag. Der Wind läuft vor ihm her, der kann mich also nicht verraten. Jetzt vorsichtig das Glas an die Augen. Er ist hundemager, sein Pelz struppig und verwahrlost. Rute und Kopf zu Boden gesenkt! Sicherlich hat ihn der Hunger schon am frühen Morgen aus dem schützenden Walde getrieben. Er hoffte, im Röhricht eine kranke Ente zu fangen. Aber nichts ist zu spüren gewesen. Der Hunger quält ihn stärker. So kommt er jetzt daher, verstimmt, übel gelaunt. Einmal schnappt er in die Luft. Soweit muß es kommen, daß er statt des erhofften Bratens sich mit einem Mistkäfer begnügen muß. O, du armen Welt! Vierzig Schritte von mir entfernt schleicht er vorüber, ohne einmal zu sichern. Jetzt setzt er sich, richtet die Lauscher und hält den Kopf schief, eine ganze Weile. Nun beginnt er eifrig zu mausen. Mit den Borderläufen kratzt er die unterirdischen Laufgänge frei, an einigen Stellen geht er dabei auch in die Tiefe. Oft fährt er



Das Astgewirr
der Eiche.

hastig mit dem Kopf zu. Er kreist die Gegend ab, sucht andere Gänge und beginnt von neuem die Suche. Schon fühlt er sich wohler, er wirft sich lang ins Grüne und wälzt sich behaglich auf dem weichen Polster. Eine kurze Ruhepause, dann verschwindet er zwischen den hohen Stämmen der Buchen. . . .

Gegen den Herbst vollzieht sich hier neue Wandlung. Auf dem Rosenbusch stehen die Hagebutten wie die „Männlein auf einem Bein“. Die blauschwarzen Holunderbeeren leuchten aus dem Grün, die Äpfel und Birnen werden gelber und gelber, die Schlehen werden von Tag zu Tag saftiger, die Wacholderbeeren kommen immer deutlicher aus ihrem Nadelversteck hervor, die Eicheln sind nahe daran, aus ihren Nüsschen zu fallen. Das „Tischlein deck dich“ ist fertig. „Nur zulangen“, bittet der Busch, „es ist genug da für alle“. Die Vögel brauchen hier nicht lange zu suchen. Auf so engem Raume bereitet die Natur ihnen selten das reichliche Mahl; die gefiederten Freunde dürfen ernten, was ihr Vorfahren vor hundert Jahren säten . . .

Geschichte des Vogelschutzgebietes.

„Es hat aber in einer Insel, der Ruden geheissen, welche gegen Wolgast in der See ligt, ein seltsam Weidewerck, mit den wilden Gansen: Dan umb Pfinsten, wan die wilden Gansen beginnen zu mausen (mausern) und die Federn aufzuwerffen, das sie nicht wol fliehen thonnen, so ist inen leide vor den Gansarn (Habicht) oder Falken. Deshalffen fliehen sie gegen die Zeit ins Meer, da seint sie den ganzen Tag im Wasser, und wan der Gansar khumpft oder der Falk, so duckt sie unters Wasser, das sie inen nicht thun thonnen, und auff die Nacht, so gehen sie dan auff die Insel zu Lande, das sie Essen suchen wollen. Dasselbig nhemen etliche enwar und legen an den Ort, da sie herthommen, Neze und bedecken sie mit Sande, daß es die Gense nicht erwittern, und wan dan die Gense daruber seint, so rucken sie die Neze auff und jagen die Gense nach dem Neze. So thonnen dan die Gense nicht daruber fligen. Darumb so slecht man sie dan mit Knütteln zu Tod, und sol oft in einer Nacht vierzig, funfzig und mehr Gense geslagen werden, bisweilen auch wol nichts, darnach das Glück und der Wint gut ist. Es sollen auch oft zu dieser Zeit die Fischer des Orts mit zwey oder drey Kanen in die See fharen und einen Haufen Gense zwüschen sich behalten und mit langen Staken darunter schlagen, da sie dan ofte viel von treffen und bekthomen. Und weil die Pomern mausen ruden heissen, haben sie diesen Werder den Rhamen darvon gegeben, das es der Rhuden heisset“.

Die Zahl der Vögel an der Mündung des Peenestroms muß schon sehr groß gewesen sein, wenn der Chronist K a n z o w diesen Reichtum der Erwähnung wert erachtet. Solange die Feuerwaffen nicht zu Jagdzwecken benutzt wurden, mochte der Schaden, der durch die unvernünftige Verfolgung der Vögel angerichtet wurde, noch erträglich sein. Im Laufe der folgenden Jahrhunderte aber mußte die stetig zunehmende freie Jagd am Peenemünder Haken nicht nur zur Verminderung der Zahl, sondern letzten Endes auch zur Ausrottung der rastenden Zugvögel im Gebiet führen.

Um 1890 befand sich als Rest des einstigen reichen Vogellevens noch eine Möwen- und Seeschwalben-Kolonie auf der Insel Ruden. Nicht nur die alljährlich wiederkehrenden Eierräuber verminderten den Bestand, sondern auch Fremde vergnügten sich mit dem Abschluß der herrlichen Seevögel und beschleunigten die Verödung am Peenemünder

Haken. — An der Spitze der Abschußliste standen bei den „Jägern“ der Nachbarschaft Sing schwäne und Enten, die regelmäßig im Herbst und Winter in großer Zahl zwischen der Insel Ruden und dem Peenemünder Haken zu rasten pflegen. Mag es bei vielen die Sorge ums tägliche Brot gewesen sein, in den meisten Fällen handelte es sich aber um leidenschaftliche Sportschützen, die auf alles Dampf machten, was vorbeißlog.

Das Jahr 1922 offenbarte dann den Höhepunkt der Katastrophe und die gänzliche Bede am Haken. Ein Augenzeuge berichtet: „In dem weiten Gebiet der Strandwiese zeigte sich außer den üblichen Kleinvögeln nicht ein einziger Schnepfenvogel, der dort mit Sicherheit brütet. Flüchtig beobachtet wurden ein Bekassine, ein Brachvogel, ein Flußuferläufer. Mehr Leben dagegen auf dem weiten Watt. Austerntischer, Brandgänse, Sand- und Goldregenpfeifer, Alpenstrandläufer und ein Sanderling zeigten sich gelegentlich. Auffallend die Armut an Möwen . . . Früher brüteten die herrlichen Zwergseeschwalben hier, Alpenstrandläufer, früher in Scharen, auch brütend, heute kaum ein paar Durchzügler. —

Wirksame Hilfe trat erst dadurch ein, daß der Staat im Mai 1924 die Peenemündung zum Naturschutzgebiet erklärte. Die Grenze beginnt am Küstenwald, umfaßt die gesamten östlichen Sandbänke, das Wattengebiet, die Insel Ruden, geht dann zur Halbinsel Struck (Kreis Greifswald) hinüber, schließt den Freesendorfer See und die Peenemündung in das geschützte Gebiet mit ein, trifft am Vorwerk Peenemünde wieder auf die Insel Usedom und endet am Hunschiterbusch. — Mit der Ernennung des Hakens zum Vogelschutzgebiet war der erste Schritt getan, um unserer argbedrängten Wasservogelwelt eine sichere Zufluchtsstätte an der heimischen Küste zu schaffen. Die neuen Schutzbestimmungen wurden von den „Jägern“ mit größter Entrüstung aufgenommen. Ein mehr als hundert Jahre altes vermeintliches Recht abzugeben, erschien ihnen fast unmöglich.

Aber nicht allein von den Menschen drohte der Vogelwelt am Haken Gefahr, sondern auch von den Wunderwerken der Technik: den Flugzeugen. Ein Sturm der Entrüstung ging durch die Öffentlichkeit, als ein Flugboot über dem Haken, anscheinend ungewollt, in fliegende Entenschwärme geriet und viele tötete. Auf Grund dieses Ereignisses hat der Reichsverkehrsminister an die Luftfahrtgesellschaften ein Rundschreiben gerichtet, in dem er mitteilt: „Um in Zukunft das niedrige Ueberfliegen von Vogelschutzgebieten — in Frage kommen hauptsächlich die Vogelschutzgebiete der Küste — zu vermeiden, wird anliegend ein Verzeichnis der Seevogelfreistätten der

deutschen Küste und des Binnenlandes übersandt. Die in Frage kommenden Gebiete sind durch Einzeichnung in die Orientierungskarten oder durch Aushang besonderer Uebersichtskarten den Flugzeugführern mitzuteilen und diese vor dem niedrigen Ueberfliegen (unter 100 Meter) dieser Gebiete besonders zu warnen. Ueber das Veranlaßte ersuche ich um Mitteilung.“ — Damit fand dieser, in ganz Deutschland besprochene Fall, seinen Abschluß.

Eine Beunruhigung für die Vogelwelt am Peenemünder Hafen ist nun nicht allein die „Jagd“ in den Gewässern, sondern vor allem — und das ganz besonders in den letzten Jahren — der Zustrom von Fremden und lärmenden Gruppen aus den Kinderheimen des benachbarten Badeortes. An fast jedem Sommertage übersfluten sie die Sandbänke und Strandwiesen, vertreiben die rastenden Vögel und gefährden die noch wenigen Bruten des Halsband-Regenpfeifers. In jedem Sommer wird aus dem Naturschutzgebiet eine Spielwiese!

Wer das Vogelschutzgebiet in den Sommertagen aufsucht, sollte nicht planlos umherirren, sondern sich an der farbigen Blumenpracht der Wiesen erfreuen, dem gleichmäßigen Wellenschlag des Meeres lauschen und an dem blendend weißen Gefieder, an den herrlichen Bewegungen und Bildern ruhender und fliegender Möwen sein Gefallen finden.

Als Durchzugsgebiet und Raststation nordischer und heimischer Vogelarten, wie Schwänen, Enten, Brachvögeln, Möwen, Strandläufern und Regenpfeifern wird der Peenemünder Hafen stets seine hohe Bedeutung behalten. Böllige Ruhe wird nach Jahren den Vogelreichtum vergangener Zeiten wiederschaffen. Das aber bedarf einer zähen und unermüdlichen Arbeit!

*

Vogelleben am Hafen.

Noch im Februar ist der gelbe Sand des Strandes und der Sandbänke steinhart gefroren. Am Waldrand, in geschützten Tälern der Dünen liegt Schnee, und flirrend bricht das Eis an den Rohrkämpfen. An geschützten Stellen sprießen die ersten Spitzen harter Gräser. Frühlingskinder sind nicht immer die schon zurückgekehrten Lerchen, denn oft bringt der März Schneesturm und Kälte. In der Mitte des Monats ziehen die ersten Saatgänse ostwärts, und riesige Lachmöwenschwärme folgen ihnen.



Das Nest der Bachstelze.

Erst Ausgang März setzt der volle Vogelzug ein. Kiebitze ziehn vorüber. Im Rohrgürtel loden rastende Rohrammern. Schwärme von Grünfinken und Hänflingen vagabundieren auf der weiten Wiesenfläche, um nach überwinterten Unkrautsämereien zu suchen. In diesen Tagen tauchen auch zahlreiche Brachvögel auf, die oft tagelang auf den Sandbänken rasten. Mit ihnen kommen die zierlichen Alpenstrandläufer und die Sandregenpfeifer. In jedem Jahre brüten einige Paare der letzteren Art am Strande des Hafens. Ein geübtes Auge gehört dazu, um die schön gezeichneten Eier im Muschelgewirr zu finden. Aber auch in der Nähe eines Steines oder eines angetriebenen Balkens findet man nicht selten die flache Nestmulde. Biehestelzen und Lerchen wählen ihre Nistplätze auf der großen Strandwiese, und auch der Bachstelze bietet der hohe Strandhafer einen sicheren Schutz für ihre Gelege. Auf den Sandbänken ruhen ungepaarte Lachmöven, Austerfischer und vereinzelt Rüstenseeschwalben. Im Juli führt die Brandgans ihre Jungen, und Höferschwäne versammeln sich zwischen Hafen und der Insel Ruden. Mit blendend weißem Gefieder geben sie ein anmutiges Bild. In den Watten rasten oft große Schwärme von Stockentenerpeln, die hier ihre Mauserzeit verbringen. Täglich nimmt die Zahl zu, so daß Anfang August mehr als tausend Enten versammelt sind.

*

Herbsttage . . .

Wenn der schönste Sommermonat noch nicht vorbei ist, hat schon der Vogelzug begonnen. Aber erst im August macht sich die große Unruhe unter den Vögeln bemerkbar. Die bunten Scharen der mannigfachen Wanderer treffen ein, rasten auf den Sandbänken oder überfliegen ruhelos das Gebiet.

Herbsterzeit! Fallende Blätter und wandernde Vögel — sie gehören zusammen. Buntgefärbte Blätter, sie sind wie beschriebene Zettelchen, die noch ein Weilchen mit dem Winde spielen, um sich dann still zu unseren Füßen niederzulassen. Wir können die Schriftzeichen wohl deuten: Von Sommersglut zum eisigen Winter, von heißem Lebensdrang zum kalten Schnitter Tod. Wandernde Vögel, der Ruf der ziehenden Wildgans, der Schrei des Kranichs hoch oben in den Lüften, das rastlos fortstrebende Silberband der Schwäne am blauen Himmel, mit tausend Stimmen ruft es: Wir müssen Abschied nehmen von dieser Heimerde, wir müssen eine neue Heimat suchen im Lande der ewigen Sonne . . . Wehmut beschleicht das Herz . . .

In kleinen Gruppen schweben in großer Höhe Turmschwalben westwärts immer sich drehend und wendend, bis sie dem Auge entschwinden, und die Brandung der Wellen ihren schrillen Ruf übertönt. Ihnen folgen die Hausschwalben, niedriger, und am Küstenwald, über den Dünen und Wiesen nach Nahrung haschend. In den frühen Morgenstunden kommen zu zweien oder dreien Kormorane und lassen sich auf den Pfählen der Fischreusen nieder.

Auf den Sandbänken setzt munteres Leben ein. Neben den kleinen Strandläufern fallen die großen Brachvögel auf, selbst der Regenbrachvogel erscheint vereinzelt. Die häufigste Erscheinung im Schutzgebiet sind auch im Herbst die Alpenstrandläufer. Zu Hunderten bevölkern sie die vorgelagerten Inseln, zanken oft bei der Nahrungsaufnahme und fahren dann mit dem Schnabel aufeinander. Jährlich ziehen auch die seltenen Sanderlinge durch das Gebiet. Ihre Hauptzugzeit liegt im August und September. Stare mengen sich in großer Zahl gerne unter die Strandläufer.

Das saftige Grün der Wiesen und der Rohrpläne verblaßt. Gelb und braun färben sich die Blätter der Laubbäume. Jetzt tauchen Kiebitzregenvögel und seltener Goldregenvögel neben Lappländischen Pfuhlschnepfen und Uferschnepfen auf. Die Zahl der ruhenden Möwen steigt gewaltig an. Unter ihnen befinden sich auch Küst-, Brand- und Zwergseeschwalben. Die beiden letzten Arten sind wie die Trauerseeschwalben höchst seltene Gäste.

Nur dem Kenner fallen die schmalfüßigen Wassertreter auf, die nach Möwenart in den Watten schwimmen und kleine Insekten von der Wasseroberfläche absammeln. Rot- und Grünschenkel sind scheu, und mit ihrer warnenden Stimme stiften sie oft viel Unruhe. Außerhalb der Brandung zeigen sich täglich Haubentaucher und im ruhigen Wasser am Rohrgürtel die dunklen Bläßhüner. In den Spätherbsttagen kann das Auge sich nicht satt sehen an den gewaltigen Stock-, Krick-, Räck-, Pfeif- und Löffel-Entenscharren, die zwischen Ruden und Haken lagern. Erscheinen plötzlich Seeadler, so erheben sich brausend die gewaltigen Schwärme, daß sie streckenweise den Himmel dunkel färben und das Schlagen ihrer Schwingen sich wie das Brausen brandender Wogen anhört. —

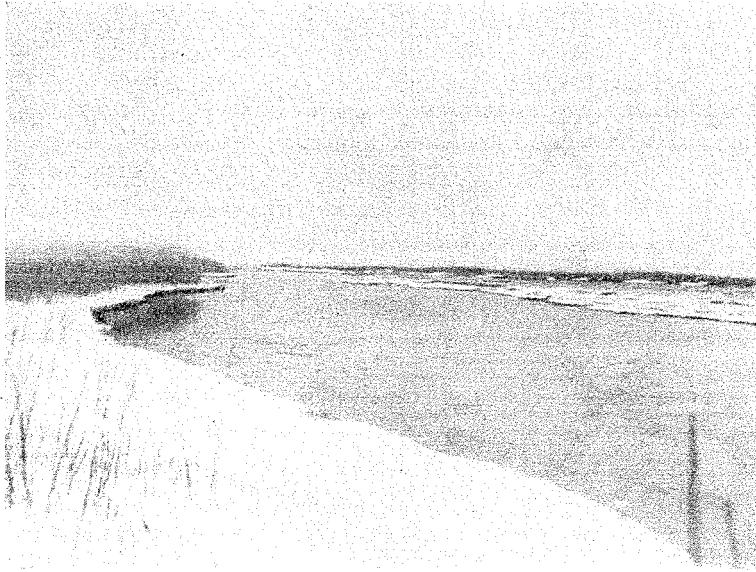
In den beiden letzten Jahresmonaten wird es wieder still am Haken, aber bald erscheinen

*

Die nordischen Gäste.

Glitzernd brechen sich die hellen Sonnenstrahlen auf der Schnee- und Eisedecke am Strande, während das Meer weit draußen in grüner Farbe leuchtet. Tief verschneit träumen die Küstenwaldungen. Auch die stärksten Zweige beugen sich unter der Last des Schneebehanges. In den Dünentälern türmte der Oststurm hohe, weiße Schanzen. Nur an einigen geschützten Stellen ragen noch Beifußsträucher und vergilbter Strandhafer hervor. Dompfaffen und Hänflinge suchen an ihnen in solchen kargen Zeiten den Hunger zu stillen. Ein Eiswall bald hoch, bald niedrig, schroff, steil, kleine Buchten und Höhlungen bildend, zieht sich an der Küste bis zum Peenemünder Haken hin. Hinter dieser festen Wehr liegt über dem Meer eine starke, breite Eisedecke.

Auf dem Meere kein Leben; nur vom Walde her vernehmen wir das feine Locken der Meisen und Goldhähnchen. Sobald wir aber den Peenemünder Haken, das Vogelschutzgebiet, erreichen, dringen verworrene Laute an unser Ohr. Mein Freund hebt den Arm gegen das offene Meer: Gänsegeschrei! Unzählige müssen es sein, die sich weit draußen auf dem Wasser wiegen. Unsere Gläser suchen etwas ganz Bestimmtes. Da, in der Nähe des Eisrandes schwarze Punkte! Vorsichtig hinter der Eiskante schleichen wir heran. Das Wasser ist belebt von Hunderten von Schwimmvögeln. Nordische Gäste, die wir zu treffen hofften. Als erste fallen uns die Gänsefüger auf, Männchen



Winter am Peenemünder Hafen.

im Prachtkleid mit lachsfarbener Unterseite und roten Füßen und Schnäbeln, die Weibchen im grünen Rock. Vergnüglich schaukeln sie bei der starken Kälte zwischen den Eisschollen. Als wahre Schwimmkünstler stürzen sie mit vorausgehendem Kopfsprung in die Tiefe. Temperamentvoll, geben sie dem ganzen Bild ein leidenschaftliches, unruhiges Leben. Nicht weit von ihnen treibt die kleinere, verwandte Art ihr eben so unruhiges Wesen. Sie verrät sich sofort an dem „Groschensfleck“, der hinter den Schnabelseiten eirund und schwarzgrün steht. Die Weibchen fallen durch den dicken Kopf auf, der ihnen bei den Fischern den Namen „Buckkopf“ eingetragen hat. Neben den Sägern schwimmen eifrig einige *Heringsmöwen*, die oft den Sägern die Beute entreißen ...

Das knietiefe Wattenmeer, das zwischen dem Peenemünder Hafen und der Insel Rügen liegt, ist bis auf den Grund gefroren. Auch auf dieser weiten, beschneiten Fläche hat schon Leben geherrscht. Bis ans Wasser führen die Spuren des Fuchses und des Hasen. Dem Reineke geht es nicht so schlecht, wie man meinen sollte; denn Stockentensfedern und Entenfleisch beweisen, daß auch hier sein Tisch gedeckt wird. Spuren von Mäusen sind überall zu finden. Was sie hier für sich erhoffen, ist schwer zu sagen! Plötzlich schauen wir stillstehend empor. Ein Raubvogel kommt heran. Es ist ein *Wanderräuber*, der gefürchtete Räuber

unserer gefiederten Freunde. Er fliegt dem Gebiete zu, wo die vielen Enten liegen müssen. Mit Spannung warten wir! Plötzlich steigen Entenschwärme auf, andere treten hinzu. Ein ängstliches Geschrei, ein heillofes Durcheinander. Als der edle Räuber leer abstreicht, legt sich allmählich die Erregung, und die alte Ruhe tritt wieder ein.

Wir sind an dem Eisrande angelangt. Mit laut klingenden Tönen, gleich Schellengeläut, kommt eine Schar Schellenten herbei. Sie sind in ungeheurer Zahl vertreten. Vom hohen Norden kommend, überwintert diese Art in Gesellschaft von Zwergsägern, um uns erst in den Märztagen zu verlassen. Weiter draußen tummeln sich die Eisenten, deren Männchen sich durch die besonders bunte Färbung hervorheben. Ueberall erscheint das Meer mit lebenden Punkten betupft. Reiher-, Berg-, Schell- und Sammet-Enten halten sich hier in gewaltigen Scharen auf. Hoch und niedrig streichend kommen neue hinzu, während Gänsefäger wild planschen, einfallen oder abstreichen. — In solchen kalten Wintertagen sieht man nicht selten an den Eisrändern kleine weiße Klumpen hocken: Wildschützen in Schneemänteln! Kein Zug bleibt dann unbeschossen, und die Beute ist oft erheblich!

Die Schatten des Abends nahen. Das Blinkfeuer des Leuchtturmes der Insel Die wirft sein kaltes Licht über das Meer. Der dunkle Winterwald nimmt uns auf, weiße Schneesteige weisen den Weg heimwärts...

II.
An der Swinemündung.

Zerninsee. — Zwischen den Molen.

Bohl nirgends läßt sich im Herbst und Winter an unserer heimischen Küste ein so mannigfaltiges und reiches Vogelleben beobachten, wie auf den weiten Sandbänken des Peenemünder Hafens und im Wattengebiet des Peenestromes. Aber noch vor einigen Jahren konnte auch Swinemünde sich rühmen, eins der prächtigsten und wertvollsten Vogelschutzgebiete vor den Toren der Stadt zu haben. Prächtig deshalb, weil es umgeben von herrlichen Waldungen versteckt im schwer zugänglichen Sumpfgelände lag, und wertvoll, weil es manche vogelkundliche Seltenheit enthielt, deren Studium und Betrachten dem Kenner und dem andächtigen Beobachter Stunden schönster Erinnerung schenkte.

Diese reichhaltige Vogelstätte war der in der Staatsforst gelegene Zerninsee, der im Jahre 1911 zum Schutzgebiet erklärt wurde, weil er neben brütenden Schwänen, Sumpfvögeln, verschiedenen Entenarten auch eine Lachmöwen- und Seeschwalben-Kolonie beherbergte. Aber dieser Vogelreichtum dauerte nur einige Jahre. Abgesehen von einzelnen Störungen durch naturentfremdete Menschen, stellte man fest, daß der See vom Lande her mit Riesenschritten zuwuchs! Die Undurchdringlichkeit des Gebietes schwand mehr und mehr, und in der folgenden Zeit blieb der größte Teil der Vögel aus. Eine großzügige Entwässerungsanlage gab dem Schutzgebiet den Rest, und im Jahre 1920 wanderten auch die letzten Möwenpaare ab. Damit hatte der Zerninsee seine Bedeutung als Vogelschutzgebiet endgültig verloren. Aus dem ehemaligen Sumpfgelände sind heute ausgedehnte Wiesenflächen geworden. Nachforschungen haben ergeben, daß Möwen, Fluß- und Trauerseeschwalben zum Tachliner- und Gothensee abgewandert sind.

Aber dennoch bieten dem naturfreundigen Beobachter im Sommer und Winter die weiten Hafenanlagen, das ruhige, von Molen umschlossene Mündungsgebiet der Swine und der Strand oft genug Gelegenheit, unsere Vogelwelt und die nordischen Durchzügler zu betrachten. In den Sommertagen sind es die Seeschwalben, die, aufgeschreckt von dem lebhaften Verkehr, die Motor- und Segelboote kreischend umfliegen, und Schwärme von Lachmöwen, die den Ausflugsdampfern folgen und immer bereit sind, sich auf die zugeworfenen Brocken zu stürzen. — Gegen den Herbst wird es still. Die Seeschwalben sind in wärmere Länder gezogen und die Möwen streichen nur noch vereinzelt umher.

Mit den ersten kalten Wintertagen stellen sich die Nordländer ein und fischen an den seichten Stellen zwischen den Molen oder auf den Untiefen vor der Swinemündung und lassen sich nicht selten von der Strömung bis in den Hafen tragen . . . — Auf den schweren dunklen Balken, die das Ufer des breiten Stromes begrenzen, hocken dann die schneeweißen Lachmöwen. Einige von ihnen sträuben das Gefieder, als wollten sie die letzten warmen Sonnenstrahlen der winterlichen Sonne auffangen. Ihre Schnäbel und Beine leuchten wie rote Korallen. Wenn ein Artgenosse sich ihnen nähert, schreien sie, mehr aus Angewohnheit und Futterneid, als aus Furcht oder Schreck.

Auf der anderen Seite des Wasserlaufes führt der gerade Weg zu der Ostmole, die weit in die See hinauspringt. Der Leuchtturm erinnert mich an den Sommer; denn hier stand ein Busch grüner Nachtkerzen mit leuchtenden gelben Blüten, und der leichte Wind trug den süßen Duft der Gräser in den Abend. — Vorbei die Zeit, in der honigtrunkene Nachtfalter durch die Büsche gaukelten, aus denen ein einsames, zartes Rotkehlchenlied sich leise in den sinkenden Tag verlor. — Herbststurm zerriß die Blätter und raubte den Gräsern Farbe und Leben. Des Winters eisiger Hauch färbte alles zu einem einförmigen Grau . . .

Heute hat es der Natur gefallen, lustige, bunte und lebendige Farbentupfen in dieser Dede auszustreuen. „Stiglitt, stiglitt“ klingt's immer fort, und ein Schwarm Stieglitze untersucht gewissenhaft jede Samentafel der Kerzen. Ein munteres Volk, das mit seinem roten, gelben, braunen und schwarzen Gefieder schier an den Frühling erinnern möchte.

Graue Dünen wellen nach Osten, und dahinter steht der lange Küstenwald wie eine dunkle Mauer. Schon näher schallt das Rauschen des Meeres. Mit den dünnen Ästen einer Rotdornhecke spielt der Ostwind. Knorrig und rauh sind alle Stämme, die flach auf dem Erdboden liegen. Zwischen den Zweigen turnen Schwarzdrosseln und flattern unbeholfen, vom Winde getrieben, dem Walde zu. — Verstohlen leuchtet hier und da eine rote Frucht aus dem Busch, matt in der Farbe und rissig von der Kälte . . .

Aus dem Strande springt die kantige Steinmauer hervor. Wo Fels und Erde zusammenstoßen, hat der unablässige Wind schmutziggelben Schnee zusammengetragen und wunderliche Nischen geformt . . . Die Steine, die Menschenhände mit anderen eckigen Quadern dem Ost entgegenpacten, sind mit grünen Algen bewachsen und gleichen einem Heer von Schwämmen. Es vergeht kaum ein Atemzug, daß nicht eine Wasserwelle über sie hinspült. Unablässig nagt die Flut, und läßt nichts weiter auf den Blöcken zurück, als eine glitzernde, weiße Eisdecke.

Millionen kleiner Tropfen treibt der kalte Wind eine Strecke vor sich her, und das kurze, ausleuchtende Farbenbild sinkt schnell zurück, denn schon folgt ein neuer, aufgewirbelter Wellenkamm . . . Schneeweiße Eisbärte hängen an manchen Steinen, die das Meer gierig beleckt . . .

Zwischen Wellenbergen draußen auf der See wiegen sich Trauer- und Samtenten, schwarze Hochseevögel, die Wetter, Kälte und Sturm gewohnt sind. Gänsefänger streichen vorbei und landen an der Westmole, auf deren Steinen einige dunkle Wasserhühner ruhen. Am Kopf der Mole taucht plötzlich ein Nordseetaucher auf, der eiligst verschwindet, als auch die seltenen Horntaucher, Tafel- und Eisenten das Weite suchen. — Still ist die Natur geworden, kein Möwenschrei, nur das Branden und Loben des Meeres.

Noch einige Stunden werden vergehen, und die Wintersonne wird aus dem wolkenlosen Himmel in ein dunkles Rot sinken. Noch einmal gleitet der Blick über die Swinepforte und trotz der große Dede liegt doch ein geheimnisvoller Zauber über unserer stillen Küste, an der Sturm und Wellen, Eis und Schnee jetzt das große Wort führen . . .



r,
n
te

=
d
n
r
r
/
r
s.
d
[
t
r
.

III.

An der Mündung der Dievenow.

Die Stutwiese — ein neuentdecktes Vogelschutz-Gebiet.

Es ist in den Morgenstunden.

Schon liegt glühender Sonnenschein über der weiten Stutwiese, die sich am Gamminer Bodden auf der Inselseite vom Coperower See bis West-Dievenow erstreckt. Mitten in der grünen Ebene erhebt sich eine breite und hohe Sanddüne. Der nackte Boden tritt stellenweise hervor, und hier und da haben sich kümmerliche Stiefmütterchen angesiedelt. Wo buschiger Wacholder steht, und dornige Heckenrosen sich einen Platz erobert haben, ist die Erde mit spröden Moosen und harten Gräsern überwuchert.

Als wir uns niederlegen, ist weiter nichts um uns als der klare, dunkelblaue Himmel und die düsteren, kugeligen „Knirksträucher“. Ich schließe die Augen. Feierliche Stille und Menschenferne! Jeder Atemzug ist köstlich und rein. Von weitem eines Brachvogels warnender Ruf, der leise und sanft in der Ferne verklingt. Wiesenpieper und Ruhstelzen locken dazwischen, aber auch sie verstummen. — Mir ist, als fühlten sie, daß die Natur an diesem Erdenfleckchen nicht gestört sein will, heute am morgendlichen Frühlingstage, an dem sie mit den Strahlen der wärmenden Sonne neues Leben in ihrem Erden-schoße schafft.

Doch die Erholungspause ist nur kurz. Von einem kleinen Sandhügel halten wir Umschau. Die Kiebitze bemerken uns zuerst. Ihr lautes und gedehntes „Kiewitt“ lockt andere Artgenossen herbei, und von überall steigt aus der Wiese ein bunter, beschopfter Vogel auf. Diejenigen, die sich gepaart haben, stoßen ein kreischendes „Chräit, Chräit“ aus: es ist ihr Angst- und Warnungsruf! Als wir weitergehen, folgen sie mit ängstlichen Stimmen.

Wir durchwaten eine breite und verkrautete Kiege. Das Wasser ist grau und dickflüssig, denn das hohe, gelbe vorjährige Riedgras, das überall noch in Büscheln steht, beginnt jetzt langsam zu verfaulen. Unendliche Schwärme von Mücken und Gnizen steigen auf. Da hilft nur ein Mittel: Tabakswolken aus der Pfeife! — Plötzlich huscht vor uns ein graues, schnelles Tier. Wir bleiben stehen. Da duckt es sich langsam zwischen nassen Gräsern. Gehen wir wieder vorwärts, läuft es weiter und tut so, als ob es uns etwas zu verbergen hätte. Behende, hurtig und geschickt eilt es voran. Jetzt kann ich es erkennen. Schiefergrau, matt bläulich sind Hals und Brust. Bräunlich schwarz, mit breiten, scharfen Rändern die Oberseite und die Flügel. Herrlich leuchtet der gelbrote, wenig ge-



Das Nest
des geheimnisvollen Vogels.

bogene Schnabel. Eine Erinnerung wird in mir wach! Schon einmal sah ich einen solchen eigenartigen und schönen Sumpfbewohner: in stürmischer Herbstnacht auf dem Leuchtturm der Greifswalder Die. Damals lag er sterbend in meinen Händen, denn er hatte sich seinen zarten Körper an den dickwandigen Scheiben des Leuchtfeuers zerschlagen: eine Wasserralle ist es, ein „Kohrhuhn“, wie es der Volksmund nennt, das vor uns Deckung sucht. Sein merkwürdiges Gebaren hat in uns den Verdacht geweckt, daß sich hier irgendwo das Nest dieses geheimnisvollen Vogels befinden muß. Jeder Grasbüßel wird vorsichtig untersucht, und endlich, nach mühevolem Umherpantzen finden wir es. In der Höhlung einer Seggengrasstaude, umgeben von Wasser und Morast, liegen drei länglich-ovale, rötlichgrau gefleckte Eier.

Inzwischen ist die Sonne höher gestiegen und brennt kräftig nieder, zumal sich kein Lüftchen regt. Im Weitergehen erblicken wir am Bodden-Ufer eine Schar Krähen, die unter lautem Krächzen unruhig umherfliegen. Zuerst glauben wir, daß sie ein Gelege plündern. Dann



Das versteckte Gelege
des Alpenstrandläufers.

erscheint plötzlich ein großer, bräunlicher Vogel vom Wasser her am Uferstrand. Einige Krähen, die inzwischen niedergegangen sind, hüpfen erschreckt beiseite und halten sich in respektvoller Entfernung. Der Seeadler — denn als solchen habe ich den Vogel erkannt — geht einige Schritte ungeschickt umher, bleibt stehen und schwingt sich plötzlich auf, entfaltet seine klasternenden Schwingen und den breiten, schneeweißen Stoß.

Ein fliegender Seeadler, welch' herrlicher Anblick! Ein Recke aus grauer Urzeit, heute oft geschmäht und verachtet.

Quarrend stieben die Krähen auseinander und auf dem Wasser beginnt ein heilloses Durcheinander: denn Enten, Blässen und Taucher folgen dem Gebot: Kette sich wer kann! Doch stolzen Fluges wendet sich der Adler den Wiesen zu, ohne daß Kiebitz und Brachvögel seiner achten, und verschwindet im Küstenwald, der seinen Horst birgt.

Vor uns laufen zwei bräunliche Vögel, von denen der eine ein gedehntes, langsam abnehmendes „Trrrr...it“ hören läßt. Von allen Seiten erschallt plötzlich dieser Ton. Alpenstrandläufer, die



Die vier bunten Kiebitz-Eier.

in zahlreichen Paaren auf der Stutwiese brüten! „Alpen“strandläufer — ein eigenartiger Name! Unsere heimische Küste, schlammige Buchten und kurzgrasige Wiesen sind sein Lieblingsaufenthalt. Aber dennoch taufte der berühmte Naturforscher Linné ihn auf den Namen „alpina“, denn seine Heimat liegt auch in den Bergen Scandinaviens. Lange suchen wir nach dem gut verborgenen Nest. Dabei müssen wir vorsichtig sein, denn es ist nur klein und könnte zertreten werden. Wir finden es endlich in einem Grasbüschel. Es ist flach und mit dürren Hälmlchen ausgelegt. Als wir uns daran zu schaffen machen, kommen die Alten mit einem sanften „Tiiii“ herbeigeflogen. Kurz vor uns schlagen sie einen schönen Bogen, indem sie die langen, sichelförmigen Schwinge in weiten Zwischenräumen kräftig bewegen. — —

Bei seiner bunten Herde steht der „Kuhmann“. Er und sein Spitz haben uns schon lange beobachtet. Als ich ihm erzähle, wir suchten Vogelnester und „wollten nach dem Kivitt kiefen“, wird er gesprächig und zeigt mir noch zwei „Schneppenester“. Es sind Gelege vom Alpenstrandläufer. Dieser Kuhhirte ist noch ein „echter“; er ist stolz auf seine Wiese und auf seine Herde. Während er uns zu einem Kiebitzgelege führt, erzählt er mir noch von einigen großen Nestern, in denen grün-bunte Eier lägen. Nach seiner Beschreibung müssen es Gelege des großen Brachvogels sein.

Die Kiebitz-Eier sind bald gefunden. Sie liegen auf einer erhöhten Stelle im trockenen Gras. Weiter abwärts finden wir noch ein Gelege. Es

ist aber verlassen, denn die Eier glänzen nicht, und die Nestunterlage ist naß und faulig. Zu dem schönsten Anblick gehörte das urplötzliche Auftauchen eines kleinen, drolligen Jungkiebizes, der in seinem Daunentleide zwischen den langstieligen Gräsern zu entkommen sucht. Er flüchtet vor uns großen Wesen, so schnell es seine schwachen Beinchen erlauben. Ich fange ihn ein. Da steht er breitspurig auf der Handfläche und bestaunt die weite Welt von so hoch oben.

Aus dem nahen Wasser steigen aus dem versumpften Röhricht Stockenten-Grpel auf. Während die Weibchen an geschützter Stelle brüten, tun sich die „Herren“ zu einem „Junggesellenklub“ zusammen. Dabei kommen sie auf allerlei dumme Gedanken und scheuen sich nicht, einer anderen Schönen aus dem Entenreiche den Hof zu machen. Purzeln die kleinen Wollklümpchen aber aus den Schalen, so sind sie wieder zur Stelle, um väterlichen Schutz und väterliche Macht walten zu lassen . . . Aber auch Sandregenpfeifer, Rotschenkell, Kampfläufer, Brachvögel und Seeschwalben werden auf der Stutwiese ihr Heim aufschlagen und ihre Jungen großziehen.

Schwer wird es dem naturliebenden Menschen, von dieser Stelle zu scheiden. Wahrlich, die Stutwiese ist ein Kleinod unserer Heimat! Als die späte Nachmittagssonne ihre letzten Strahlen über die weite Wiese gießt, nehmen wir Abschied.

Die Erinnerung an diesen Tag reinsten Freude bleibt wach und weckt wieder den Wunsch zu einer frohen Fahrt ins neuentdeckte Naturschutzgebiet.

aß
en
de
or
sch
nt

ht
er
s"
en
zu
so
ht
f=
m

u
r
er

ft
f=

IV.
Heimatbilder.



Der Alpenstrandläufer.

Mein Freund der Strandläufer.

Vor mir lagen in der Frühjahrsfonne die weiten Wiesen, die zu beiden Seiten den Peene-Strom begrenzen. Noch waren die mageren Gräser kurz. Wo einst kleine Wassertümpel gestanden hatten, trat jetzt der rötliche Moosboden hervor. Planlos wanderte ich umher, hörte den hellen Ruf des Kiebitzes, das Meckern der Himmelsziegen und das sanfte Flöten des großen Brachvogels. Vom Flusse her riefen die Wasserhühner, Rohrsänger schwahten im Schilfgürtel.

Da schnurrte vor mir ein Vogel auf, schlug einen kleinen Bogen und setzte sich in das dürre Gras. Aufgeregt wippte er mit dem Körper, machte den Hals lang und lief geduckt davon, als habe er etwas zu verbergen. Jetzt wußte ich, hier mußte das Nest des Alpenstrandläufers sein. Lange brauchte ich auch nicht zu suchen. Vor mir lagen die kleinen, beschnörkelten Eier in einer flachen Mulde. Sie waren so wunderbarlich klein und dem Erdboden, auf dem sie lagen, so ähnlich gefärbt, daß man sie für kleine Steinchen halten konnte, die zufällig zusammenlagen. Langsam ging ich einige Schritte zurück und wartete bis der Vogel zurückkam. Schon war er da, näherte sich seinem Neste und blickte die Eier lange mit seinen großen dunklen Augen an. Vorsichtig kroch



Sie „duckten“ sich ängstlich auf den Boden.

ich einige Meter zurück, um ihn ganz zu beruhigen. Schnell setzte er sich auf die bunten Eier, zupfte in seinem Brustgefieder und sah mich dann vorwurfsvoll an, bis er ganz ruhig wurde.

Noch öfters habe ich ihn besucht. Stets verließ er sein Nest, kehrte aber immer zurück, sobald ich im Grase auf ihn wartete.

Der Monat Mai ging zu Ende, als ich wieder auf den Wiesen war. Es herrschte überall Stille. Der Kiebitz rief nicht mehr, denn seine Pflügelinge waren längst flügge und der große Brachvogel hütete seine Jungen zwischen Rohr und Gras. Das Nest des Strandläufers fand ich nicht mehr. So ging ich weiter und hatte allerlei Gedanken, wo er wohl geblieben sein könnte. Ob der Rohrweihe die flüggen Jungen gegriffen, oder gar das Krähengesinde das Gelege verschleppt und verzehrt hat? . . . Plötzlich stand er vor mir, lies den Flügel hängen, hinkte wieder ein Stückchen davon, überschlug sich halb und blieb dann im Grase liegen. Er war schlau und wollte mich täuschen, wie ich es oft beim Kiebitz erfahren hatte . . . Im Grase wurde es lebendig. **D a w a r e n d i e J u n g e n !**

Ganz klein und zart, braun und weiß getüpfelt. Sie duckten sich ängstlich auf den Boden, wie die Alte sie bei Gefahr gelehrt hatte, und glaubten, ich könnte sie so nicht sehen. Eins versuchte zu entlaufen, doch die Gräser waren zu hoch und zu starr, es konnte sie nicht mit seiner schwachen Kraft überlaufen. Schnell hatte ich sie alle gefaßt, machte

einige Aufnahmen von ihnen und legte mich dann hin, um sie zu betrachten und zu bewundern. In meiner Hand saßen sie ganz still, sie drängten sich zusammen, schlossen die Augen und schliefen ein. Fernab aber stand die Alte, piff und lockte, doch keins wollte den warmen Platz in meiner Hand verlassen. Endlich flog die Mutter ab, zog einige Kreise um mich und setzte sich dann wenige Meter vor mir ins Gras. Ganz still lag ich, um sie nicht zu erschrecken. Langsam und vorsichtig kam sie näher. Mengstlich blickte sie sich nach allen Seiten um, nie sah ich sie vorher so scheu. Nun war sie noch wenige Handbreiten entfernt. Mein Arm mit den Jungen in der Hand schob sich durchs Gras. Kaum hatte sie die Jungen gesehen, als sie schnurstracks darauf zulief, über meine Finger kletterte und sich schützend über ihre Kinder setzte. Neugierig und auch wohl etwas furchtsam sah sie zu mir herauf. Liebe zu ihren Jungen, Furcht vor dem größeren Wesen, beides hatte die Natur ihr gegeben, doch das erste und stärkste Gefühl hatte gesiegt.

Wie lange ich an jenem Tage bei meinem Freunde geblieben bin, weiß ich nicht. Nur fühlte ich, daß mein Arm lahm war, als ich die Kleinen sanft in das Gras setzte. Die Mutter blieb bei ihnen sitzen und blickte mich treuherzig an. Ich sprach zu ihnen, leise, ganz leise, um sie nicht zu erschrecken....

Der Abend kam. Feuchter Tau fiel auf die Wiesen. In Purpur der Abendhimmel. Am Wasser war es still geworden. Da schlich ich mich hinweg, grüßte den Vogel noch einmal, als er meinen Augen entschwand. Niemals sah ich ihn und die Seinen wieder....

*

Dämmerungsvogel.

Wer kennt sie, die heimliche Gule unserer Wälder? Lange, abstehende Ohrbüschel, feurige, orange gelbe Augen und dunkle Schaftstriche auf der rostroten Unterseite, von denen deutliche Querwellen ausgehen: das ist die Waldohreule. Schwierig ist es, sie in ihrem abendlichen Treiben zu beobachten....

Es ist dämmrig geworden.... Mehr und mehr verschwindet das Gelb am westlichen Himmel. Blasser färben sich die Stämme der Kiefern, und aschgraue Farbe nimmt die hohe, schlanke Fichte an, auf deren Spitze die Drossel ihr Abendlied beendet hat. Die Dämmerung senkt sich in den Wald. Nur die weißen Birkenstämme leuchten noch durch das Dunkel des Abends. Wildenten ziehen klingenden Fluges vorüber, irgendwo quorrt eine Schnepfe.



Die schneeweißen Eier
der Waldohreule.

Geräuschlos schwebt ein Vogel über mich hinweg. Ehe ich ihn erkennen kann, taucht er im Schatten der Fichtenstämme unter. Ich warte. Da, ein Eulenschrei läßt sich drüben hören. Zwei, drei Rufe antworten von derselben Stelle. Schnell eile ich über die breite Schneise. Vor mir erheben sich alte, knorrige Kiefern. Unter der ersten bleibe ich stehen. Erschreckt fahre ich zusammen. Ueber mir knackt es verdächtig. Ich schaue empor. Vergeblich suchen meine Augen in der Krone der alten Kiefer. Da saust ein Schatten heran und fällt ein. Eine Waldohreule! Die Ohrbüschel heben sich deutlich vom Kopfe ab. Sie trägt Futter im Schnabel. Nun sehe ich auch die Jungen, die erst vor einigen Wochen aus den rundlichen, schneeweißen Eiern gefallen sind. Dicht am Stamm gedrückt sitzen sie. Rasch ist die fette Feldmaus von dem scharfen Schnabel der Alten zerteilt, und gierig würgen die Jungen den leckeren Bissen herunter. Die Alte streicht wieder ab, um neue Beute für ihre Kinder herbeizuschaffen. Ruhig, wie aus Stein gemeißelt, sitzen die kleinen, grauen Klümpchen. Ab und zu öffnet eins den Schnabel, als

wenn es gähnte, schließt ihn dann mit lautem Knacken. Sobald ein kleines Geräusch zu ihnen dringt, heben sie den Kopf und spähen angestrengt mit großen Augen in das Dunkel hinaus. Des öfteren fahren die spitzen Krallen hinter den Kopf und versuchen kleine Plagegeister zu entfernen . . . Jetzt ist die Alte wieder da. Auch diesmal bringt sie etwas Gutes, das eben so schnell wie das erste verschwunden ist. Und fort ist sie.

Mein Auge vermag in der tiefen Dunkelheit nichts mehr zu erkennen. Ich muß den Heimweg antreten. Durchs Ellernbruch gehts, polternd bricht ein Reh ab. Auf dem Waldwege treibt eine Nachtschwalbe ihr Possenspiel, knarrt bald hoch, bald niedrig, schlägt mit den Flügeln zusammen, daß es laut klatscht, und tut so, als ob sie erst jetzt den Frühling ins Land rufen wolle . . .

Ein andermal schreite ich am Vormittag bei leuchtendem Sonnenschein unter dem Blätterdach alter Eichen und Buchen. Ein lautes, anhaltendes Gezeter macht mich stutzig. Von Baum zu Baum schleiche ich dem Lärm näher. In der Krone einer knorrigen Kiefer beobachte ich durchs Glas, wie Meisen und Finken in toller Aufregung schreien und schimpfen, wie sie mit gespreizten Federn voller Zorn auf einen Feind hassen, den ich noch nicht zu entdecken vermag. Eine tollkühne Meise wagt einen Vorstoß in der Richtung gegen den dicken Stamm, und jetzt erkenne ich auch den Feind der Kleinen, eine Walddohreule. Sie sitzt dicht am Stamm gedrückt. Die dreiste Meise, die Führerin im Kampfe, mag wohl unvermutet beim Futtersuchen auf sie gestoßen sein. Ihr tolles Schelten hat andere herbeigelockt, und die ganze kleine Bande schreit ihre Entrüstung der verdutzten Eule in das für Lärm so empfindliche Ohr.

Sie ist verdrießlich über die Störung und folgt erobst mit dem Kopfe den Bewegungen ihrer Bedränger, sitzt aber noch ruhig, als ob sie überlege, wie sie dieser lästigen Gesellschaft aufs schnellste entkommen könne. Immer frecher drängen die kleinen Friedensstörer auf sie ein und zausen sogar ihr Federtkleid. Jetzt wird auch die Eule aufgeregt. Unruhig tritt sie hin und her, zornig knackt sie mit dem Schnabel. Da, eine kleine, unvorsichtige Bewegung von mir. Ein paar Sekunden lang sind ihre großen, starren Augen auf mich gerichtet, nur wenig ist der Kopf zur Seite geneigt. Im nächsten Augenblick schon erhebt sich ein Federball, gleitet geräuschlos und geisterhaft durch das Nestgewirr, übersfliegt eine Richtung, schwenkt rechts ab und . . . fort ist der Eulenspuk . . .

Die kleinen Krakehler toben noch eine Weile, bis sie merken, daß der „böse Feind“ verschwunden ist und gehen dann befriedigt ob des leichten Sieges wieder an des Tages Arbeit . . . auf Futtersuche. —

Bei den Brandgänsen.

In seinem großen Vogelbuche schreibt Kurt Floercke: „Als ich während des Weltkrieges am Kap Dologman im Lagunengebiet der Dobrudscha vergeblich nach den dort früher vorkommenden Felsentauben suchte, wurde ich für diesen Mißerfolg durch einen Anblick von berückender Schönheit entschädigt. Auf vorspringendem Felsenzacken blühten wundervolle Riesenblumen in leuchtendem Weiß, brennendem Fuchsrot und glänzendem Samtschwarz. Einige schienen auch ins Wasser herabgefallen zu sein und schwammen grüßend auf dunkler Flut. Plötzlich aber fingen diese Blumen an, sich zu regen und zu bewegen, und ehe wir uns versahen, sausten sie in ihrer funkelnden Buntheit paarweise durch die Luft: es waren also doch keine Blumen, sondern Vögel und zwar Brandgänsen, die hier in den Höhlungen des Felsengesteins ihre Nester haben, zur Paarungszeit sehr lebhaft sind und einen ziemlichen Spektakel vollführen. Draußen auf den Lagunen und ebenso auf den Meckern im Hinterlande traf ich sie öfters auch in kleinen Gesellschaften, aber stets zeigten sich diese scharfsinnigen und mißtrauischen Vögel furchtbar scheu und ließen weder den Kahn noch den Wagen herankommen.“

Merkwürdig ist es, daß dieser eigenartige Vogel, der den Uebergang von den Gänsen zu den Enten bildet, gern auch in Fuchsbauten haust, bisweilen, nach gut verbürgten Angaben, sogar in bewohnten, womit wir eine der absonderlichsten Lebensgemeinschaften vor uns haben, die in ihren Einzelheiten noch dringend näherer Aufklärung bedarf. Denn warum beißt der Fuchs nicht einfach der sich bei ihm einnistenden Ente den Kopf ab, warum verzehrt er nicht ihre leckeren Eier oder ihre zarten Jungen? Auch wieder eins der vielen Rätsel, die die heimische Natur uns aufgibt!“

Diesen für unsere Heimat seltenen Vogel beobachtete ich in Sommertagen an unserer Küste, an einem stillen, abgelegenen Orte. Er erregte wegen seiner Schönheit mein lebhaftes Interesse. Oft und lange sah ich ihn durch das Glas und gab mir Mühe, ein Bild von ihm und seinen Jungen auf die Platte zu bekommen. Soviel ich aber mit dem Apparat durch die Dünen und durch das hohe Schilf schlich, um ihm näher zu kommen, immer hatte er mich wahrgenommen und floh mit seinen Kleinen auf das offene Meer hinaus.

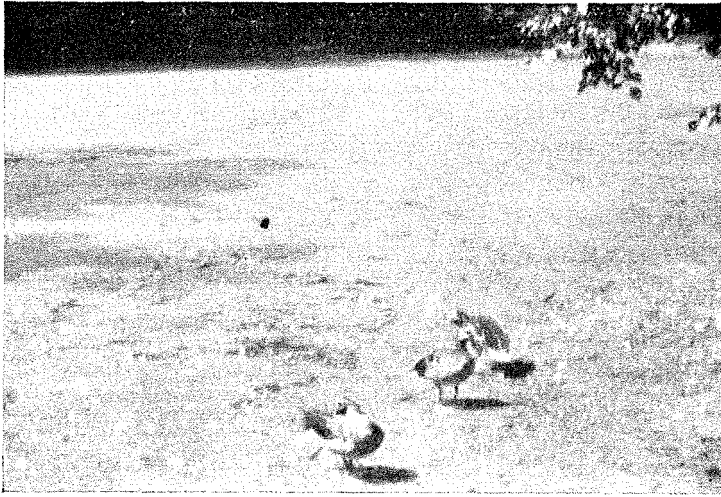
In diesem Jahre trafen wir uns wieder; er führte seine sieben noch nicht flüggen Jungen. Bei dem prächtigen Anblick der schön gefärbten Brandgans erwachte in mir der Wunsch, sie mit der Kamera zu überlisten



Eine breite Bugwelle vor der Brust

Es war kaum Tag, als wir in einem kleinen Boote „losmachten“. Der Morgen war kühl und wir froren, erst das Rudern mußte uns warm machen. Seeschwalben umkreisten unser Boot mit lautem: „Kiää, kiää“ und verfolgten uns eine Strecke, bis es ihnen über wurde. Fern im Osten ging die Sonne auf. Der feurige Ball drängte sich zwischen den mächtigen Wolken hindurch, die sich, wie von Blut übergossen, rings um die gewaltige Kugel geballt hatten. — Nach zwei Stunden angestrengter Ruderfahrt waren wir da. Wir zogen unser kleines, flachgehendes Ruderboot auf die Sandbank, nahmen unsere „Photogewehre“, und nun konnte die Jagd beginnen.

Die Brandgänse mit ihren Jungen vermutete ich im Wattenmeer. Doch nirgends war ein Vogel zu sehen. Das Wasser flach, schmutziggrau schimmernd, hier und da von einem Haufen faulenden Seegrases unterbrochen. Die meisten Sandbänke, von denen einzelne eine Länge von zweihundert Metern erreichten, lagen öde und verlassen. Ueberall angeschwemmter Schlick, weiße und schwarze Muscheln und altes Holz. An einer Stelle nur fanden wir den schwimmenden Hahnenfuß und etwas sprießendes Rohr. — Da endlich segelten zwei blendend weiße Vögel auf uns zu. Langsam umkreisten sie uns und begrüßten die seltsamen Wanderer mit schrillen Rufen. Es waren **Z w e r g s e e s c h w a l b e n !**



Ruhende Graugänse.

Gern hätte ich von diesen seltenen und geschützten Tieren eine Flugaufnahme gehabt, doch zu schnell entchwanden sie unseren Augen. Hinter einer Biegung des Rohrgürtels bemerkten wir vor uns etwa dreihundert Strandläufer. Kaum sichteten sie uns, als sie auch schon unter lauten Warnrufen abstrichen. Wie eine düstere Wolke jagten sie über das Wasser und fielen nach langem Hin- und Herschwenken bei einigen Heringsmöwen ein, die mit eingezogenem Kopf auf einer Sandbank ruhten. Hier begannen sie sofort wieder mit der Nahrungssuche. Manche liefen in das flache Wasser hinaus, steckten Kopf und Schnabel unter, andere wieder rannten auf dem Sande so schnell, daß es einem Wettlauf glich. Jeder wollte den leckersten Bissen als erster finden! — So hatten wir die Watten von einem Ende zum anderen durchwatet, hatten noch Lachmöwen und Graugänse getroffen, doch von der Brandgans keine Spur. Enttäuscht kehrten wir zu unserem kleinen Boot zurück. Gestern noch hatte ich sie gesehen, als sie sonnend mit ihren Jungen auf einer Sandbank saß.

Schon dachten wir an die Heimkehr, als plötzlich ein tiefes „Rott, rott“ an unser Ohr drang. Mit den Gläsern suchten wir das Meer ab, da, weit draußen schwammen die Alten. Laufend schoben wir unseren Kahn in die glatte See und sprangen hinein. Wie ein Pfeil schoß das leichte Boot davon. In der Aufregung patzte bald der eine Riemen, bald der andere aufs Wasser. Das kleine Fahrzeug machte absonderliche Bewegungen! Jetzt galt es aber. Gleichmäßig und mit allen Kräften



Das war
der schnelle Taucher.

zogen wir durch, denn die alten Brandgänse hatten unser Manöver bemerkt und beeilten sich, möglichst schnell in die See hinaus zu kommen. So mußten wir angestrengt rudern, ehe wir der Schar auf fünfzig Schritt nahe kamen. Laut polternd erhoben sich die Alten und umkreisten uns mit tiefem „Rott, rott“. In scharfem Tempo wollten wir mit unserem Boot auf die Jungen halten, einer sollte den Apparat bedienen, der andere versuchen, ein Junges ins Boot zu heben.

Jetzt mußten wir dicht bei ihnen sein. Die Riemen wurden eingezogen, wir hielten Umschau. Doch wer beschreibt unser Erstaunen! Nirgends ein Vogel! Die Alten auf und davon, die Jungen spurlos verschwunden. Wir hatten nicht gedacht, daß die jungen Brandgänse auch vorzügliche Taucher sind. . . . Erst nach geraumer Zeit kam bald hier, bald dort ein Ausreißer zum Vorschein.

Abseits ein Einzelgänger! Unser Boot rauschte heran. Aber schwupps, weg war das kleine „Tauchboot“ wieder. Verschwunden! Nur einige Wasserblasen zeigten uns, wo es geblieben war. Gespannt warteten wir. Da, dreißig bis vierzig Schritte hinter uns schwamm es auf dem Wasser.



Die junge Brandgans.

Den Kahn herum, und mit voller Fahrt drauf! Doch weg war der kleine Bursche. So ging es fast eine Stunde. Immer im entscheidenden Augenblick entging er geschickt unseren Blicken und versank in die Tiefe. Endlich gelang es uns, die Brandgans ins seichte Wasser zu treiben. Dort sprang ich aus dem Boot, verfolgte den schnellen Taucher im klaren Wasser und erhaschte ihn durch einen glücklichen Griff.

Wie unbeholfen fühlte sich die kleine Brandgans im schwankenden Kahn. Eine Weile saß sie ganz still auf der Ruderbank, dann sprang sie auf den Boden und verkroch sich in der weiten Tasche meiner Jacke. Freischwimmend wollten wir ein Bild von der Brandgans haben. Wir setzten sie auf das Meer zurück. Hei, wie schoß sie davon! Eine breite Bugwelle vor der Brust, hinter ihr wirbelte das Kielwasser, die kleinen Ruder arbeiteten wie die Schrauben eines Dampfers

Dann tauchte sie unter und blieb unseren Augen entchwunden. Laut lockten die Eltern „Rott, rott“, dann wurde es still. —

Müde, aber zufrieden fehrten wir heim, von einer der schönsten und seltensten Entdeckungsfahrten in der Heimat.

Wetterharte Gesehen.

Grau und schwer der Novembermorgen. Ueber See kommt ein scharfer, kalter Wind, nimmt das letzte schmutziggelbe Laub und treibt es mit einer wirbelnden Staubwolke über den breiten Straßengraben. Lange wird's nicht mehr dauern, und bald tanzen große Schneeflocken aus dem hohen Himmelsgewölbe auf die schlummernde Erde. Jetzt stehen die Fichten jenseits des Weges wie eine dunkle Mauer. Im Sommer ist ihr Aussehen saftiggrün, und der herbe Duft ihrer Nadeln hüllt sie ein. Einsam und verlassen sind sie, denn das lustige Volk, das in den Sommermonaten auf ihren weit ausladenden Nestern umherturnte, ist nach dem Süden gezogen.

Nur heute morgen hat sich eine bunte Schar zur kurzen Rast eingefunden. „Tfirrr“, „tfirrr“ klingt es eintönig flirrend bald hier, bald da, und von den niedrigen Mehlbeerbäumen, deren rote Früchte sich leuchtend von dem dunklen Fichtengrün abheben, ruft es gleichmäßig zurück. *S e i d e n s c h w ä n z e* sind es, deren Heimat im hohen Norden liegt und die ein eisiger Winter in unsere Gegend getrieben hat. Friedfertig sitzen sie nebeneinander und schmausen von den fleischigen Beeren. Einige sind schon gesättigt und hocken ruhig und gelassen auf den höchsten Zweigen. Sie fühlen sich wohl, denn von Zeit zu Zeit richten sie ihre schöne Federhülle auf, die sie stolz auf dem Kopfe tragen. Das herrlich rötlich-graue Gefieder hat auf der langen Reise keinen Schaden genommen. Es strahlt wie Seide! An der Kehle und den Augen schimmert es samtischwarz, die Flügel tragen rote und goldgelbe Spitzen und sind weiß gefantet. Der Schwanz ist schwarz und ebenfalls goldgelb gesäumt. Nur die Weibchen erscheinen in der Farbe matter, und der Federbusch ist kürzer. — Wahrlich schmutze Kerle und feingekleidete Gäste!

Aber das Volk sagt diesem unregelmäßigen Wintergast allerlei Böses nach. Wer den „*S t e r b e v o g e l*“ zu sehen bekommt, macht's nicht mehr lange, und Krieg und Pestilenz folgen dem „*Quittenfräter*“ auf dem Fuß. . . . Wer abergläubisch ist, mag sich hüten, ihn zu beobachten. Für uns andern aber, die ein Herz für die Natur und ein frisches Auge haben, bleibt dieser zutrauliche und prächtige Nordländer ein gern-gesehener Gast. . . .

Eintönig klingt ein Ruf aus dem schneebehangenen Kiefernwipfel: „gripp, gripp, zock, gibb, gibb“. Was wäre auch ein Winter ohne diese Stimme! Wer möchte ihn missen, diesen heimatlosen und wetterharten Vogel, den Bezwiner von Schnee und Eis? Kein Winter wird vergehen, in dem nicht auch der *K r e u z s c h n a b e l* seinen Einzug bei uns

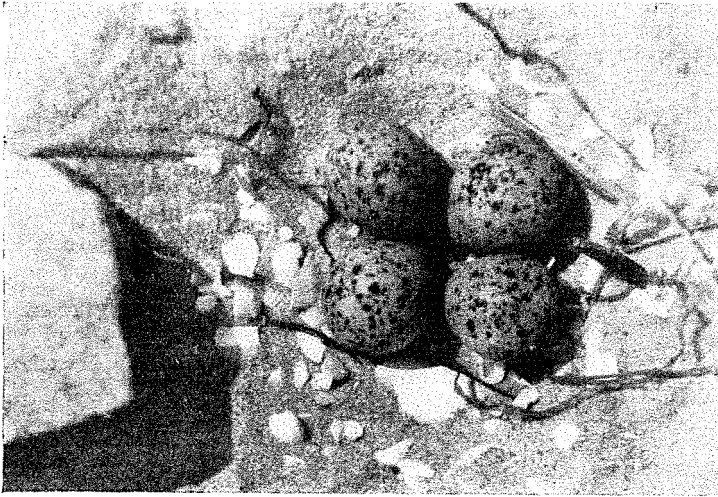
hält. Unter schneebehangenen Zweigen baut er oft sein dickwandiges Nest aus Harz, Moos und Schuppen. Wind und Wetter tun ihm keinen Schaden, denn er ist ein kräftiger Vogel. —

Sein gebogener und gekreuzter Schnabel, der ihm den Namen gab, ist ganz seiner Nahrung angepaßt. Er hebt damit die Schuppen der Zapfen, um so zu den Samenkörnern zu gelangen. Dem Volke fiel diese eigentümliche Form des Schnabels auf und da es dafür keine Erklärung finden konnte, bildete es sich eine Legende: Als der Heiland ans Kreuz geschlagen war, fühlte er plötzlich, wie ein Vogel sich abmühte, die starken Nägel aus dem Holz zu ziehen. Die Arbeit war vergebens. Der Schnabel aber hatte sich von der mühevollen Arbeit gekrümmt

Wie der Seidenschwanz, so gehört auch ganz besonders der Kreuzschnabel zu den „Zigeunervögeln“, die keinen festen Wohnsitz haben und bald hier, bald da auftauchen und nur dann länger verweilen, wenn der Kiefern Samen gut gediehen ist. — Die Wiege der meisten Kreuzschnäbel steht in den Sudeten, im Harz, Schwarzwald und in Ostpreußen. In diesen Gegenden ist er seit altersher ein gerngehaltener Stubenvogel.

Die Zeit ist nahe, in der der Kiefernwald unter einer schweren Schneelast stöhnen wird, und die Erde in eisigen Banden gefesselt liegt, aber das muntere Volk der Kreuzschnäbel wird uns dann im tief verschneiten Walde eins der schönsten Bilder zeigen, die die heimische Natur zu bieten vermag.





Die schwarz-braungefleckten Eier der Sand-Regenpfeifer.

Der Regenpfeifer.

Ueber Nacht war der Frühling gekommen. Als Erste hatten ihn die grauen Krähen verspürt, die hoch oben in den Dünentiefen hinter dem Fuchsberge ihre Schlafbäume verließen. Mit rauhem Geräusche erhoben sich die dunklen Gefellen, versammelten sich erst oben in der Luft und zogen dann in langen Reihen zum Strande. Ihr scharfes Rufen wurde heftiger, unruhiger und häßlicher, als sie das offene Meer erblickten. Frei von Eis und Schnee lag der Strand; der laue Südwind brach die starren Fesseln des letzten Winters. Jetzt ließ sich die Schar auf den Sandbänken nieder, drehte jede weiße Muschel zweimal um, stoßerte und suchte in jedem Grasbüschel, sand auch hier und dort etwas Genießbares. Soeben hatte die älteste Krähe verkündet, daß es Zeit sei, den Wiesen zuzufliegen, als sich ganz plötzlich ein dünner, leiser Pfiff hören ließ.

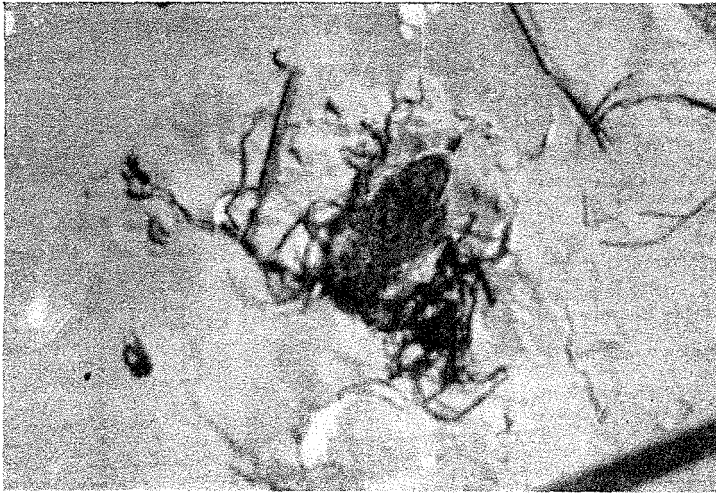
Ein kleiner, grauweißer Vogel flog herbei, schlug einen kühnen Bogen über den verduhten Häuptern und ließ sich dicht bei der schwarzen Gesellschaft nieder. Mißtrauisch mit schiefem Kopfe blickten die Krähen auf den Fremdling. Sie wurden verwirrt und ängstlich, wie immer, wenn jemand unerwartet bei ihnen auftauchte; darum erhoben sie sich und verschwanden hinter den breiten, düsteren Baumwipfeln des Küstenwaldes. — —

t
2
r
e
i
k
s
e
e
r
i
k
s
e
i
i



Das Muschelneft des Fluß-Regenpfeifers.

Da stand nun der kleine Regenpfeifer, verlassen und einsam; traurig blickte er umher. Er hatte sich dies Land, nach dem er schon seit Wochen Sehnsucht empfand, doch ganz anders vorgestellt. Bergilbt und vertrocknet lag die Düne, düster und schwer hingen die Wolken am unendlichen Himmel, und unfreundlich rollte die Meereswoge langsam über den weißen Sand. Ratlos trippelte das kleine Vögelchen hin und her, blieb dann still stehen und steckte eins der kleinen Beinchen ins Gefieder. Zum Federball plusterte er sich auf, seine Augen träumten über das Meer. Der Strandläufer dachte an die letzten Wochen, in denen ihn eines Tages die Unruhe, die seltsame Sehnsucht überfallen hatte, den Schlammböden des Nils den Rücken zu kehren. Da hielt ihn dort nichts mehr. Er war geflogen über kahle, flimmernde Wüsten, hatte unter sich die Pyramiden, die mächtigen Königsgräber Aegyptens gesehen, Palmenhaine und seltsame Städte begrüßt. Doch nirgends konnte er Ruhe und Rast finden. Fort, fort klang es in ihm; weiter gings über Strom und Meer, über mächtige Gebirge, deren weiße Häupter in bläulicher Pracht glitzerten. Heute war er endlich am Ziel. Er erkannte die Heimat, die noch nirgends Leben zeigte. Immer noch stand der Sand-Regenpfeifer still und unbeweglich. Der laue Südwind kam über den Strand und und strich leise über das weiche Gefieder des Einsamen.



Wie ein Stein sieht dieser junger Regenpfeifer aus.

Mit aller Macht kam der Lenz ins Land gezogen. Aus den Dünen-tälern schwangen sich die Lerchen empor, Baumpieper flogen laut jubelnd im schönen Bogen von Baumspitze zu Baumspitze. Die Beifußstauden prangten in vollem Grün, kräftig und stark sproßten Rohr und Halm. In der Höhe vollführten Bussarde ihre Balzspiele. Vergnüglich saß der Regenpfeifer auf einer Sandbank. Er blinzelte nach den Bussarden. Zwar wußte er, daß von ihnen nichts zu fürchten war; doch die Vorsicht ließ er nie außer acht. Außerdem mußte er sich ja als schützender Gatte zeigen. Der Gefährtin hatte es anfangs gar nicht behagt. Sie wollte viel weiter nach Norden, nach Finnland, ins Gebirge etwa, wo es doch wirklich himmlisch sein mußte. Das wohnte in ihr, als Erbgut ihrer Vorfahren, doch sie hatte nachgeben müssen. Er war nett, konnte gut erzählen und war vor allen Dingen aufmerksam und warnte vor dem Falken, ehe sie selbst den gefährlichen Räuber bemerkte.

Wo die Dünen sanft ansteigen, rote Strandmelde und stacheliger Glasschmelz emporsprießen, da lag die kleine Nestmulde der Strandläufer, in der Nähe eines großen Steines. Die Vertiefung war so klein, daß nur die bunten, grüngelben, schwarzbraungefleckten Eier darin Platz fanden, vier Stück an der Zahl. Das Weibchen brütete Tag und Nacht und endlich hörte es ein zartes, feines Klopfen an der harten Schale. Oh, welche Furcht stand sie aus, als in derselben Nacht, in der die Jungen sich aus der nassen Schale drängten, das Meer anfang zu wogen und zu brüllen. Der Morgen kam düster herauf. Mächtige Nebelmassen

wälzten sich am hohen Himmel, Regenschauer fielen auf die trockene Erde. Langsam, ruhig und doch gierig froh Woge auf Woge weiter und weiter auf den Strand. Schaumflocken rollten in dicken Klumpen über sandige Dünen, hellgrünes, glasiges Gras warf die Woge auf die Muschelbank. Höher und höher türmten die Wellen einen Wall von Kraut und Algen. Dahinter lag das Nest. Das Weibchen wagte nicht, von den Jungen herunterzugehen, zu kalt waren der Wasserstaub und die Wellenspritzer, die vom Meere kamen. Ganz naß war die Mutter geworden, dicke Wasserperlen rollten von ihrem bunten Gefieder. Lange blieb sie auf dem Neste, bis zum Mittag. Dann hatte sich die See ausgetobt, die Sturmesbraut war vorübergegangen. Und als der Abend kam, ruhte das Meer und es schien, als ob es so innig lächle in seiner tiefen, dunklen Bläue, als wollte es die ganze weite Welt umfassen und glücklich machen.

Sturm und Regen waren nicht die ärgsten Feinde. Es war ein Glück, daß die Jungen schnell heranwuchsen und bald alle Gefahren kennen lernten, die auch in dieser einsamen Strandgegend auf sie lauerten. Da kam eines Tages beim hellsten Sonnenschein Freund Reiniße über die kahlen Strandwiesen geschlichen. Er war sonst vorsichtig, und als gerissener Bursche ging er nur am frühen Morgen aus seinem Bau. Aber heute hatte es weder eine angespülte Ente, noch eine Waldmaus gegeben und ein alter, eingetrockneter Dorschkopf war nichts für ihn. Die Regenpfeifer erblickten den Fuchs, warnten aber nicht, um nicht seine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Langsam trollte er vorwärts, ließ seine Lauscher spielen, aber nirgends entdeckte er etwas Verdächtiges. Unruhig zuckte er mit der Rute, als ein Wiesenpieper erschreckt vor ihm aufplatterte. Jetzt war er am Strande. Nirgends war für ihn Deckung, fest drückte er sich auf den feuchten Sand.

Nun hielten es die Regenpfeifer nicht mehr aus. Mit hellem, scharfen Warnruf erhoben sie sich, schlugen einen großen Bogen um den rotbraunen Fleck. Alle Bewohner der Sandbank gerieten in Aufregung. Zu ihnen kamen die Musternfischer, die Seeschwalben und Möwen. Ein Höllenlärm begann, und als am Waldesrand der Häher bereits aufmerksam wurde und kräftig rätschte, hielt es der schlaue Fuchs für geraten, in langen Sprüngen hinter einigen krüppeligen Kiefern zu verschwinden.

Die jungen Regenpfeifer waren längst flügge, als der Herbst seinen Einzug hielt. Dann hatten sie sich aufgemacht und Eltern und Heimat zurüßgelassen. Die Tage waren nicht besser. Regen, Nebel und Wolken am Himmel! Allerlei zäntisches Volk kam vom Norden, das sich um jeden Sandwurm stritt.

Der nächste Tag kam und brachte Regen und Sturm. Die Wellen gingen bis an den Dünenrand. Große Möwen lauerten auf Beute. Jetzt hielten die alten Regenpfeifer es nicht mehr aus, beide schwangen sich auf, nahmen ihren Weg und verschwanden im grauen Dunst des Tages. — Ueber die Sandbank aber rollte die Woge und nagte gierig an der weißen Düne....



V.
Greifswalder Die.

Der Riese.

Wenn ich als Kind am Ostseestrand im weißen Dünenande Burgen baute oder im klaren, flachen Meerwasser den kleinen Fischen nachjagte und die Augen seewärts wandte, so fiel der Blick stets auf die Greifswalder Die. Das Eiland war für mich nicht tot, es lebte; denn es zeigte mir oft sein leicht veränderliches Gesicht. Freundlich lachte es mich an, wenn goldener Sonnenschein auf ihm lag, und der blanke Kopf des Leuchturmes eine silberne, glitzernde Krone aufgesetzt hatte. Dann erwachte in mir der Wunsch, dort zu sein. Schwebten aber die grauen Nebel über das Meer, so schien die Insel ins Meer gesunken zu sein. Das gab ihr etwas Geheimnisvolles. Verstärkt wurde dieser Eindruck noch durch eine Geschichte, die die alten Leute im Dorf erzählten:

„Vor langer Zeit, als die Christen die Riesen immer weiter ans Meer drängten, verließen sie das Festland und zogen sich voller Grimm auf die Insel Die zurück. Wie nun jenseits des Peenestroms die Christen in dem Fischerdorfe Kröslin einen Kirchturm bauten und damit immer höher kamen, erblickten die Riesen der Die das ihnen verhaßte Zeichen des Kreuzes. Da ergriff der stärkste unter ihnen einen mächtigen Stein, wie ihrer viele am Strande liegen, und warf ihn übers Meer, um den Turm zu treffen. Jedoch der Stein verfehlte sein Ziel, flog noch ein Ende weiter und fiel bei dem Dorfe Hollendorf ins flache Wasser. Einen zweiten schleuderte er gar bis in die Wiesen hinter dem Ort. Da liegen sie noch heute.“ . . .

Menschenhände schufen einen neuen Riesen, den Leuchtturm. Seine langen Lichtarme greifen auch jetzt noch nachts über das Meer nach dem Kirchturm von Kröslin. Das Leuchtfeuer tut den Menschen gute Dienste, denn es zeigt dem Seefahrer in dunkler Nacht den Standort seines Fahrzeuges. Nur den ziehenden Vögeln bringt er Unheil, und viele von ihnen fliegen in sein Licht und müssen sterben.

Im Herbst — zur Zeit des Vogelfluges — war ich auf der Die. An einem der Tage springt das Wetter plötzlich um. Jetzt ist es vorbei mit dem klaren, stillen Abendhimmel. Wolken, ein düsteres Nebelmeer überall. —

Kurz nach 10 Uhr abends. Ich bin warm verpackt bis zum Halse, die Mütze ist weit über die Ohren gezogen, denn eine scharfe Brise weht, und die Nacht wird auf dem Turm kalt werden. Der Leuchtturmwächter führt

mich in die Höhe. Stufe um Stufe geht's empor, ich kann fast nichts erkennen. Meine Augen heften sich auf die großen Filzpantoffel meines Bordermannes. Dann und wann blicke ich in die hellgeputzten Scheiben der qualmenden Laterne. Würde ich nicht den weißen Lichtstreifen des Leuchtfeuers durch die kleinen Fenster sehen, der wie ein Schatten jeden Augenblick über die Erde schleicht, und vernähme ich nicht das immer lauter werdende Geräusch der arbeitenden Maschine, so würde ich glauben, im Turme einer alten Ritterburg zu sein, deren Schatz ich heben wollte zur Mitternacht mit diesem Manne, der vor mir geht . . . Ich erschrecke heftig, als eine schwere Eisentür sich knarrend öffnet. — Wir sind im Wohnraum. Hier eine Dochtlampe, ein roher Tisch, ein Polsterstuhl, eine Uhr und ein Ofen, das ist alles! Mein Begleiter entläßt mich. Er öffnet die Tür. Eine kurze Eisenleiter bringt mich zur Maschine. Hier rattern die Räder, hier ticken die Zeiger — das Herz des Leuchtturms —. Ich eile weiter hinauf auf die Plattform. Als ich kaum den schweren Riegel zurückgeschoben habe, stehe ich schon draußen; denn der Wind hat mich mitgerissen. Fest presse ich mich gegen die Wandung.

Ich bin allein in schwindliger Höh', allein hoch über dem Meere. Mich umbraust der Sturm, kein Stern am Himmel, unter mir das rauschende Wasser. Erst allmählich folgen meine Augen den dicken Lichtbändern, die unablässig und gleichmäßig den Turm umkreisen. Sie beleuchten das Dach des Wärterhäuschens, laufen über den Acker, die Wiesen, erhellen den kleinen Giebel einer alten Scheune, das Strohdach des Seemannsheims und spielen zuletzt in den Wipfeln des Eichenwäldchens, um danach ihr Spiel von neuem zu beginnen. Das Geräusch der brandenden Wogen dringt jetzt hell an mein laufendes Ohr, dumpf tönt es, wenn eine Welle im Steingeröll des Ufers stirbt. Dort hinten vermute ich die heimatische Küste, dort die Insel Rügen — doch undurchdringlich ist die Finsternis.

Da, will mich ein Spuk oder der Herbstwind foppen? Ich sehe es ganz deutlich, dort ist es ja wieder, es schwankt hin und her, fällt und steigt. Plötzlich ein Flattern über mir, ein ängstlicher Schrei — ein Todeschrei . . . Jetzt begreife ich und schaue nach oben. Irgend etwas tropft mir auf die Hand, es ist Blut. Schnell eile ich auf die Galerie; dort liegt ein Vogel, der Wind spielt in seinem losen Gefieder. Es ist eine Bekassine. Und wie ich sie emporhebe, krampfen sich ihre Füße im Tode um meine Finger. Aus einem Moore an der schwedischen Küste mag sie sich erhoben haben — an den Nil wollte sie, an dem der Tisch für sie gedeckt ist, dorthin, wo ihre Artgenossen im Schlamm nach Nahrung suchen. Am Leuchtturm muß sie sterben, das Gaukelspiel des gleißenden Lichts ist ihr zum Verderben geworden . . .

Um den Turm wird es lebendig. Fernab höre ich die Lockrufe ziehender Brachvögel, Austernfischer und Regenpfeifer. Wie helle Sterne blitzen die Vögel auf, wenn ein Strahl des Leuchtfeuers über sie dahingleitet. An den dickwandigen Scheiben flattern sie durcheinander, Stare, Drosseln, Lerchen, Bergfinken und Goldhähnchen, Bekassinen, Kallen, Wasserhühner, Strandläufer und Tauben. Es klatscht und fällt überall. Auch gegen die eisernen Stangen und gegen das Mauerwerk sausen die geblendeten Tiere. Oft greife ich über die Brüstung, um einen Abstürzenden aufzufangen, aber ein Windstoß — und hinab saust er in die Tiefe. Ich möchte helfen, es ist fast vergeblich. Wohl vermag ich viele zu ergreifen und sie aus dem Lichtbann zu ziehen. Bis weit über Mitternacht dauert der Zug ununterbrochen. Als der Regen nachläßt, ist es auch mit dem Zug vorbei. Immer noch brandet das Meer. Ich steige abwärts. — Und wie ich durch die feuchten Wiesen nach dem Seemannsheim gehe, steht hell und klar ein Stern am Himmel, fern im Osten rüstet sich der Morgen, ein neuer Tag bricht an. —

Flüchtige Besucher.

Nicht mit Unrecht wird die Greifswalder Die das „Helgoland der Ostsee“ genannt. Dieses kleine Eiland übt im Sommer eine starke Anziehung auf alle Badegäste der Inseln Usedom und Rügen aus. Kommt aber der Herbst mit seinen regnerischen und stürmischen Tagen und Nächten, dann ist es hier still und ruhig geworden. Selten läuft noch ein Vergnügungsdampfer den Hafen an. Andere Gäste bevölkern nun die Die — unsere nordischen Zugvögel!

Für die westliche Ostsee ist ohne Zweifel die Greifswalder Die von ähnlicher Bedeutung, wie es Helgoland für die Nordsee ist. Die Die ist Stützpunkt und Ueberfliegungspunkt der Zugvögel, die im Frühjahr von Westen kommend über die Ostsee nach Norden eilen, um im Herbst in umgekehrter Richtung zu ziehen. In besonders dunklen Herbstnächten, in denen die Zugvögel während ihrer Reise über die Ostsee mit Sturm und Regen zu kämpfen haben, suchen sie ermüdet gern einen Ruhepunkt. Da ist nun die Greifswalder Die, die mit ihrem hellen Leuchfeuer die Vögel anlockt. In Scharen fliegen sie der Lichtquelle entgegen, werden von den Strahlen geblendet und sausen mit voller Wucht gegen den Leuchtturm oder gegen die Scheiben. So gehen jährlich nach Aussage des Leuchtturmpersonals etwa 800 bis 1000 Vögel zugrunde. Ein kleiner Schutzring, der rings um den Turm läuft, ist fast völlig zwecklos, da er als Ruheplatz nur von wenigen Vögeln benutzt wird. Vor einigen Jahren ist auch der Die-Leuchtturm mit Vogelschutzlampen versehen worden, die das Gemäuer und den Turm nachts erhellen. Aber auch sie können den Anflug nicht völlig unterbinden.

Im Jahre 1927 war der Anflug von Wein- und Singdrosseln besonders stark. Zwei große Säcke voll wurden von diesen toten Tieren gesammelt. Mit welcher Wucht die Vögel vom Turm stürzten, ist daraus zu ersehen, daß ihnen die Stoppeln eines Kornfeldes unten am Turm quer durch den Leib getrieben wurden. Viele brechen sich auch die Flügel, fliehen in das nahe Ufergebüsch, und führen bis zum Anfang des Winters ein jämmerliches Leben. Sterben sie nicht vor Hunger, so schlägt der Sperber sie, wenn sie auf das freie Feld hinausflattern. Der kühne Räuber geht sogar soweit, daß er die Vögel nachts im Lichtfegel schlägt.

Vom Licht geblendete Hohl- und Ringeltauben flogen gegen einen beim Leuchtturm stehenden Signalmast und blieben daran „kleben“. Stare krochen oft in das Gasabzugsrohr oben auf dem Turm. Sie fielen in den meisten Fällen auf die Lampe, wurden hier stark versengt und mußten vom Wärter befreit werden, weil die Lichthelle darunter litt.

Größere Vögel, wie Enten, Brachvögel, Rohrdommeln und Kraniche ziehen häufig oberhalb des Lichtkegels, fliegen dann aber doch noch gegen das Zinkdach des Leuchtturmes. So stießen 1926 in der Nacht vom 21. bis 22. September sechs Kraniche gegen den Turm und stürzten in die Tiefe, ebenso im September 1922. Schwäne ziehen meist unter lautem Rufen am Turme vorbei. Neben diesen Arten flogen aber regelmäßig und in Massen die besten unserer Vögel gegen den Turm. Im Nachstehenden zähle ich die Vögel auf, die ich am Turme fand, bezw. lebend eingefangen habe, und die Arten, die bisher gefunden wurden: Stock- und Krickenten, Haubentaucher, Säger, Wasserrallen, getüpfelte Sumpfhühner, grünfüßige Leichhühner, Bläßhühner, Waldschneppen, Bekassinen, Sanderlinge, Wein-, Sing- und Schwarzdrosseln, Rotschwänzchen, Bachstelzen und Goldhähnchen. Bei dem häufig auftretenden Nebelwetter an der Ostseeküste flogen die Vögel auch am Tage gegen den Turm. Besonders sind es wohl die Arten, die einen sehr schnellen Flug entwickeln. Ich erhielt im November 1928 eine Kalle, welche vormittags um 11 Uhr bei starkem Nebel gegen den Turm geflogen war.

Bei meinem viertägigen Aufenthalte auf der Greifswalder Die wehte in der Nacht vom 6. bis 7. Oktober 1928 der Wind aus Südwesten, der sternlosen Himmel und Staubregen brachte. Diese Umstände hatten einen starken Vogelzug zur Folge. Ich gebe die Beobachtungen dieser Nacht aus meinem Tagebuch wieder:

21,30 Uhr bin ich am Fuße des Turmes. Schon von unten sehe ich, daß einige Vögel gegen den Turm fliegen, anscheinend sind es Bachstelzen. Auf der Galerie, die rings um den Turm läuft, finde ich eine Bekassine. Sie ist betäubt und wird von mir in den Wachraum gebracht, in dem sie sich später wieder erholt. An den hohen, dicken Scheiben flattern Singdrosseln. Schnell fange ich auch die ein, ehe sie sich verletzt haben. Links ab vom Turme höre ich Regenpfeifer, die nach Westen ziehen. Gegen 22 Uhr setzt sich der erste Star auf den Schutzring und wird von mir gefangen. Das Vogelleben wird jetzt lebhafter um den Turm, denn Drosseln und Stare fliegen gegen den Turm und fallen auf die Galerie. Viele stürzen auch nach unten. Im Lichtkegel erkenne ich jetzt Bachstelzen, Rotkehlchen und Rotschwänze. Auf der unteren Galerie finde ich einen Sanderling, der nur betäubt ist. Gegen 23 Uhr

wimmelt es von Bekassinen. Gleichzeitig klatschen sie auch schon gegen die Scheiben und fallen in die Tiefe. Im Lichte huschen Zaunkönige, Enten fallen mit dumpfem Gepolter gegen das Dach. Rallen poltern an den Scheiben, fünf liegen tot auf der oberen Galerie. Lerchen drücken sich in Todesangst an den Boden. So geht es weiter, rastlos greifen die Lichtstrahlen wie Riesenarme über das Meer und ziehen mit unheimlicher Gewalt die Vögel in ihren Bann. Gegen 2 Uhr morgens läßt das unsichtige Wetter nach, die Luft wird klar, und der Vogelzug wird schwächer.

Die von mir eingefangenen Vögel zeichnete ich mit Helgoländer Vogelringen und setzte die Schar nach Erlöschen des Leuchtfuers in Freiheit. In den Nächten vom 4. bis 6. herrschte ziemlich gutes Wetter. Trotzdem flog eine Anzahl Vögel gegen den Turm.

4. bis 5. Oktober, nachts: viele Bachstelzen flattern um den Turm. Später zeigen sich Drosseln und Bergfinken. 5. bis 6., nachts: Der Himmel ist halb bedeckt. Starker Weststurm. In den Lichtstrahlen blitzen viele Vögel oft zugleich auf. Sperber jagen im Lichtschein. An den Scheiben flattern oft Vögel, werden aber immer wieder vom Sturm abgetrieben.

Im Monat November 1928 hatte der Oberleuchtturmwärter Tieß mir freundlicherweise seine Beobachtungen aufgeschrieben. Auch aus diesen konnte ich ersehen, daß besonders bei Süd-West-Winden und bei Regen oder Nebel Anflug am Turme stattfindet. Besonders fanden sich Drosseln, Bekassinen und Waldschneepfen. Es wurde zuweilen in einer Nacht ein Wassereimer Kleinvögel gesammelt.

Vom Vogelzug, der sich am Tage über der Insel abspielt, möchte ich auf Grund meiner Beobachtungen berichten: Am 4. Oktober 1928, morgens: In den Büschen überall Zaunkönige und Kotkehlchen. Im Wäldchen viele Sing- und Schwarzdrosseln, Züge von Wiesenpiepern fliegen nach Westen über die Insel. Auf einem Granitblock am Ostufer ein Kormoran. Weiter draußen fischen 20 Schnatterenten. Am Nachmittage kommen zirka 70 Buchfinken von Osten und fallen laut lockend im Wäldchen ein. Heckenbraunellen jage ich auf. Ueberall finde ich Gerupfe von Singdrosseln und Kotkehlchen. — 5. Oktober: Kleinvögel überall zahlreich in den Büschen, wie am Vortage. Die Zaunkönige sind außerordentlich zutraulich. An 100 Stück klettern zwischen der Pestwurz am Ostufer herum und lassen mich oft bis auf Armeslänge herankommen. Schwalben ziehen in größeren Trupps nach Westen, desgleichen ein Zug Saatgänse. Aus einem Stoppelfelde gehen 100 Bergfinken hoch. In der Abenddämmerung suchen viele Kotkehlchen zwischen den Steinblöcken

am Ufer nach Nahrung. — 6. Oktober: Viele Buch- und Bergfinken ruhen in den abgeernteten Feldern. Stare und Drosseln massenhaft im Wäldchen. Ein Raubwürger rüttelt über einem Feld und stößt nach einem Wiesenpieper. Ueber dem Wäldchen kreisen sechs Bussarde, vier verschwinden später nach Süd-West. Schwalben und Wiesenpieper ziehen wie gewöhnlich.

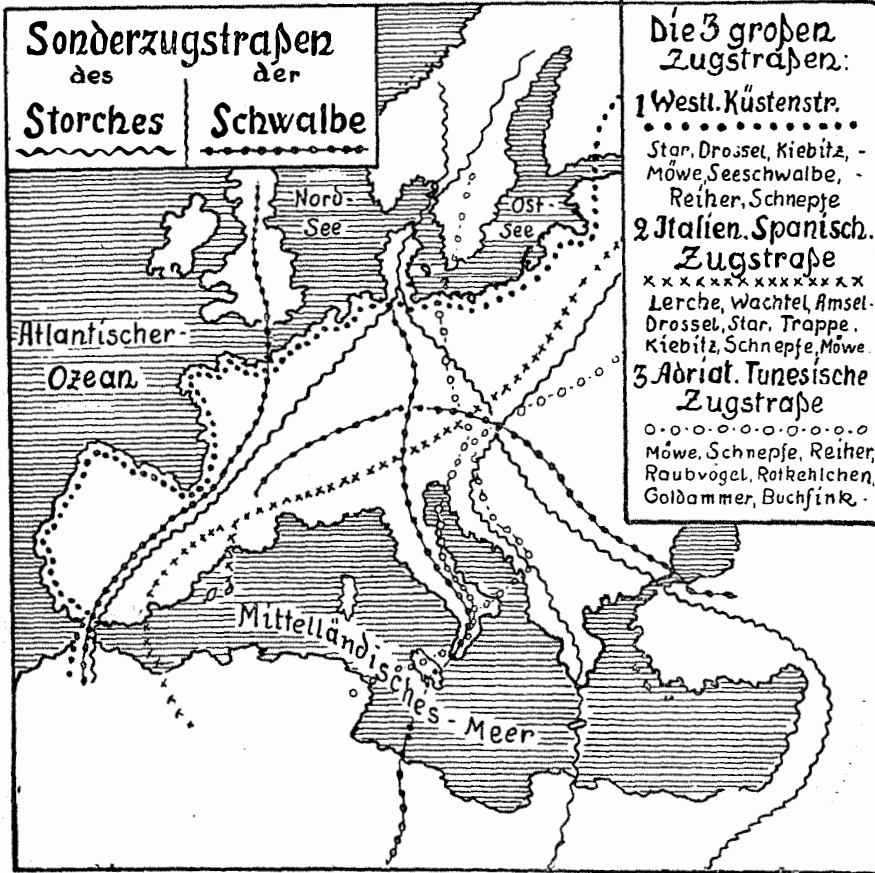
In den letzten Jahren hat sich auf Grund dieser Beobachtungen das Provinzial-Museum Stettin und die Universität in Greifswald ernsthaft mit dem Vogelzug auf der Greifswalder Die befaßt. Das Ergebnis dieser Beobachtungen wird zeigen, ob eine dauernde Beobachtungsstation auf dem „Helgoland der Ostsee“ erforderlich ist.

Wanderwege und ihre Erforschung.

Unsere beiden Heimatinseln sind ein kleiner Abschnitt aus der großen Leitlinie, die die Ostseeküste für die Vögel bildet. Ihr folgen ein Teil der gefiederten Wanderer im Frühjahr in nordöstlicher, im Herbst in westlicher Richtung. An geeigneten und übersichtlichen Orten auf Usedom und Wollin lassen sich zu der genannten Jahreszeit diese Vogelzüge beobachten, und der Durchzug von Krähen, Staren, Brachvögeln usw. geht an einem Tage oft weit in die Tausende. Immer wieder beschäftigen sich die Menschen mit den Rätseln des Vogelzuges, und trotz unseres reichen Wissens auf diesem Gebiete stellen wir oft noch die Frage: woher kommen die Vögel, wohin ziehen sie?

So war es schon in grauer Vorzeit. Die Ägypter, scharfe Beobachter wandernder Vögel, meißelten das Bild der Spießente auf die Säulen ihrer Tempel und in die Wände der Pyramiden. Aristoteles war der Ansicht, daß nicht alle Vögel nach dem warmen Süden ziehen, sondern daß verschiedene Arten in Grotten und Höhlen überwinterten. Auch der deutsche Staufenkaiser Friedrich II. machte sich in seinem Buche „Von der Kunst mit Vögeln zu jagen“ Gedanken über den Vogelzug. Der Russe Arzel Palmén zeigte an mannigfachen Beispielen, daß die Vögel im Frühjahr und Herbst nicht etwa in Schwärmen regellos das Land durchwandern, sondern von bestimmten Leitlinien (Meeresküsten, Flußläufen, Gebirgstälern usw.) geführt würden. Daraus entwickelte sich der Begriff der Zugstraße. Heute weiß man, daß das Wort „Zugstraße“ nicht im wahren Sinne seiner Bedeutung gebraucht werden darf; viele Vögel ziehen auch zwischen den „Straßen“, und ihre Breitenausdehnung ist oft eine recht beträchtliche.

Um den Vogelzug in allen seinen Einzelheiten möglichst genau zu erfassen, wurden in verschiedenen Gegenden, in denen ein auffälliges Zusammendrängen der Zugvögel stattfindet, Vogelwarten errichtet. Bei uns in Deutschland sind es in erster Linie *Rossitten* in Ostpreußen und die Insel *Helgoland* in der Nordsee. Daneben haben die Vogelwarten ihren Stab gewissenhafter und freiwilliger Mitarbeiter, die in anderen Gegenden — oft zur gleichen Zeit und Stunde — den Vogelzug beobachten. Aus den Aufzeichnungen läßt sich dann bei einem Vergleich mit anderen Angaben ein klares Bild über den Durchzug in dem betreffenden Gebiet gewinnen. — Wertvolle Dienste leistet die Vogelberingung, die ernsthaft von dem dänischen Gymnasiallehrer Mortensen im Jahre 1899 zum ersten Male durchgeführt wurde. Er legte den Vögeln leichte Aluminiumringe mit eingestanzter Nummer und Aufschrift um den Fuß. So konnte später der Finder oder Erleger den Ringsund zurückmelden.



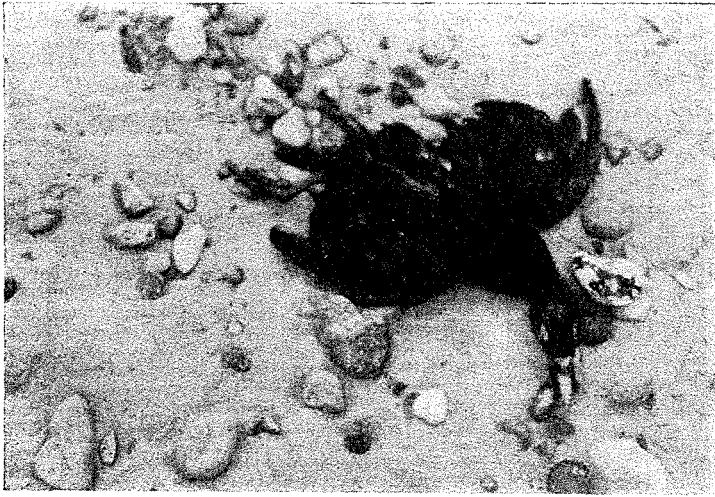
Da diese Methode einen überraschenden Erfolg zeitigte, haben auch Rossitten und Helgoland und fast alle Stationen des In- und Auslandes die Beringung in ihr Arbeitsprogramm aufgenommen. Die Vögel werden durch den Ring nicht behindert und nicht um seinetwillen geschossen, denn man sieht den Ring vorher nie, findet ihn erst am toten Tier. Kein Mensch verfolgt Tiere der Ringe wegen! Auch auf unseren Inseln sind schon zahlreiche Vögel beringt worden. Rückmeldungen aus Italien, Portugal und anderen Ländern liegen bereits vor.

Die Beringung hat somit zur Feststellung der Zugwege und -richtungen unserer Vögel wesentlich beigetragen. Durch sie wurden Winteraufenthalt, Heimatreue, Irrwege und vieles andere mehr festgestellt. Die hauptsächlichsten „Zugstraßen“ sind auf der Karte abgebildet:

1. Die westliche Küstenzugstraße (Ost- und Nordseeküste, Atlantikküste, Nordafrika).
2. Die italienisch = spanische Zugstraße (Oesterreich, Ungarn, Oberitalien, Südfrankreich, Spanien).
3. Die adriatisch = tunesische Zugstraße (Adriaküste, Sizilien und Tunis).

Eine Sonderstellung unter den Zugvögeln nehmen die Störche ein. Nach den Ringsunden lassen sie sich in zwei Gruppen teilen. Die östlich der Weser nistenden Störche ziehen im Herbst zum größten Teil nach Südosten. Sie überfliegen Ungarn, den Balkan, Kleinasien, Palästina und Aegypten, folgen dem Lauf des Nils und überwintern in Südafrika. Die westlich der Weser wohnenden Störche schlagen westliche Zugrichtung ein und wandern über Frankreich, Spanien nach Gibraltar. Ueber den weiteren Verlauf des Zuges dieser Störche ist noch nichts Näheres bekannt.

Von den Zugwegen der Schwalben wußte man bisher nichts. Als im September 1931 Tausende dieser Art durch eine plötzliche Wetterkatastrophe in Oesterreich und Ungarn zu Grunde gingen und teilweise auch ermattet in die Hände der Menschen gelangten, fand man viele darunter, die an verschiedenen Orten in Deutschland mit Helgoländer oder Rossittener Ringen gezeichnet waren. Beide Vogelwarten konnten nun mit einem Male den geheimnisvollen Schleier lüften, der bis zu diesem Jahre die Wanderungen der Schwalben in Europa umgeben hatte. Danach bevorzugten sie im Westen Deutschlands eine südwestliche, im Osten eine südöstliche Zugrichtung. Einige Ringsunde weisen auch darauf hin, daß Schwalben aus Mitteldeutschland zum Teil direkt nach Süden ziehen. Es kann gesagt werden, daß sie regelmäßige Zugwege nicht benutzen, ihre „Streuung“ ist also eine sehr große.



Die Samtente, ein Opfer des strengen Winters.

Opfer des Vogelzuges.

Mannigfache Gefahren drohen den Vögeln auf ihren Wanderungen. Tausende gehen jährlich in den Zugzeiten zugrunde. Leuchttürme und Hochspannungsleitungen fordern viele Opfer. Die Menschen stellen fängerische Netze und bringen die erbeuteten Vögel auf den Markt. So ist es nicht nur in Italien, sondern auch bei uns in Deutschland. Gerade in unserer Heimat werden auf dem Haff — oft mit beförderten Netzen — im Herbst und Winter etwa 15- bis 20 000 nordische Enten gefangen. In den zum Trocknen aufgestellten Fischreusen, die an verschiedenen Stellen an der Haffküste unserer Inseln Usedom und Wollin im September und Oktober in oft nicht geringer Ausdehnung errichtet sind, verirren sich viele Vögel. Selten finden sie aus dem Maschengewirr den Rückweg und sterben dann einen qualvollen Hungertod. Vor allem sind es Rohrfänger, aber auch Stare, Bachstelzen, Rotschwänze, Laubvögel und Rohrammern.

Nicht minder gewaltig und verheerend sind die Naturgewalten, deren erbarmungslosem Wüten wir machtlos zuschauen müssen. Sturm, Regen und Nebel sind arge Feinde ziehender Vögel. Bei ihren Flügen über die Ostsee (Rügen—Bornholm—Schweden) werden sie besonders im Frühjahr oft vom Unwetter überrascht und ver schlagen. Dann flattern sie sich totmüde, und die Regenschauer durchnässen das Gefieder, das

schwerer und schwerer wird. Die klebrigen Schwimmen tragen nicht mehr die Last, und dann lassen sich die Vögel einfach auf das Wasser nieder. Noch einmal mögen sie sich erheben können. Ihre Todesangst treibt sie ein Stückchen weiter, und dann versinken die Vögel zwischen den Wellenbergen.

Aber das Meer gibt keine Opfer wieder. Teilweise sind es nur noch die Flügelpaare oder einige verwitterte Reste, die der Wanderer dann am Strande findet. Große Möwen, Krähen und Füchse verschleppen die angespülten Vogelleichen, Flugsand und Aaskäfer sind schnelle Totengräber. — Hier mag einmal die traurige „Strecke“ aufgezählt werden, die sich aus den Funden an der Küste beider Inseln ergibt. Daraus ist unter anderem zu ersehen, daß in dem strengen Winter 1928/29 ganz besonders viele *Entenvögel* an der heimischen Küste an Nahrungsmangel gestorben sind.

1928: Insel Usedom.

40 Weindrosseln, 34 Singdrosseln, 7 Wacholderdrosseln, 5 Amseln, 1 Mitteldrossel, 38 Saatkrähen, 2 Nebelkrähen, 7 Dohlen, 18 Rotkehlchen, 13 Waldrotschwänze, 4 Goldhähnchen, 4 Fliegenschnäpper, 2 Feldlerchen, 14 Buchfinken, 5 Bergfinken, 16 Stare, 2 Wendehälse, 4 Ringeltauben, 2 Hohltauben, 3 Waldschnepfen, 4 Eisenten, 3 Trauerenten und eine Samtente.

1929: Insel Usedom und Wollin (die Strandkontrolle wurde von Dievenow bis Kolberg ausgedehnt.)

Auf der Gesamtstrecke wurde gefunden: 23 Eisenten, 22 Saatkrähen, 18 Bläßhühner, 17 Samtenten, 13 Stare, 12 Trauerenten, 11 Sing Schwäne, 11 Amseln, 7 Weindrosseln, 6 Haubentaucher, 5 Bussarde, 4 Singdrosseln, 4 Wacholderdrosseln, 2 Feldlerchen, 2 Fischreiher, 2 Waldschnepfen, 2 Stockenten, 2 Knäkten, 2 Gänsefäger, 2 Lachmöwen, 2 Sturmmöwen. Je einmal: Rotschwanz, Fitis, Kohlmeise, Eichelhäher, Trauerfliegenschnäpper, Ringeltaube, Alpenstrandläufer, Kiebitz, Austernfischer, Höckerschwan, Ringelgans, Saatgans, Schellente, Reiherente, Eiderente (auf Usedom), Silbermöwe, Zwergtaucher, Gryllteist (auf Wollin) und Lordalt (Kolberg).

1930: Insel Usedom und Wollin. (Ferner Dievenow bis Kamp = See).

Gesamtergebnis: 13 Eisenten, 7 Saatkrähen, 7 Bergfinken, 7 Nebelkrähen; je einmal: Samtente, Singschwan, Kiebitz, Bussard, Heringsmöwe, Lannenmeise, Wiesenpieper, Gryllteist, 34 Stare, 34 Singdrosseln, 5 Trauerenten, 5 Fliegenschnäpper, 4 Amseln, 4 Dohlen, 73 Weindrosseln, 9 Wacholderdrosseln, 36 Buchfinken, 2 Nordseetaucher,

2 Bekassinen, 2 Heckenbraunellen, 2 Hänflinge, 2 Buntspechte, 2 Sturmmöwen, 3 Waldschnepfen, 10 Feldlerchen, 6 Bachstelzen, 6 Ringeltauben, 6 Goldhähnchen, 28 Kotkehlchen.

1931: Insel Usedom und Wollin.

Usedom: 2 Stockenten, 4 Samtenten, 1 Trauerente, 6 Stare, 6 Lerchen, 4 Tauben, 2 Wasserhühner, 1 Bachstelze, 12 Drosseln, 1 Braunelle, 1 Buffard, 2 Buchfinken, 1 Schnepfe.

Wollin: 143 Feldlerchen, 19 Heidelerchen, 2 Haubenlerchen, 1 Wiesenschmäger, 93 Amseln, 17 Singdrosseln, 52 Weindrosseln, 17 Wacholderdrosseln, 1 Misteldrossel, 6 Gartengrasmücken, 1 Grauhammer, 1 Rohrammer, 1 Bergfink, 34 Buchfinken, 119 Stare, 1 Eichelhäher, 4 Dohlen, 4 Saatkrähen, 2 Neuntöter, 5 Trauerfliegenschnäpper, 2 graue Fliegenschnäpper, 1 Sperlingkauz, 1 Sumpfohreule, 2 Hohltauben, 12 Blässhühner, 1 Leichhuhn, 1 Bruchwasserläufer, 10 Kiebitze, 2 Singschwäne, 2 Spießenten, 1 Bergente, 2 Reiherenten, 1 Schellente, 2 Eisenten, 4 Samtenten, 1 Lund, 1 Gryllsteif.

1932 (Usedom und Wollin):

4 Stare, 4 Buchfinken, 5 Kotkehlchen; je einmal: Saatkrähe, Zaunkönig, Goldhähnchen, Stockente und Eisente. 3 Weindrosseln, 1 Nebelkrähe, 1 Dohle, 2 Feldlerchen, 1 Bergente, 2 Trauerenten.